



# **Almanach**

**II | 2020**

# Almanach

II | 2020



Matthes & Seitz Berlin

# Inhalt

---

## LITERATUR

**Dragica Rajčić Holzner**

Liebe um Liebe 7

**Ryoko Sekiguchi**

Nagori.

Die Sehnsucht nach der von uns  
gegangenen Jahreszeit 27

**Sandra Newman**

Himmel 39

**César Aira**

Die Wunderheilungen des Doktor Aira 55

## NATURKUNDEN

**Jessica J. Lee**

Zwei Bäume machen einen Wald 67

## SACHBUCH

**Heike Behrend**

Menschwerdung eines Affen 81

**Jürgen Goldstein**

Hans Blumenberg.

Ein philosophisches Portrait 101

**Dragica Rajčić Holzner**  
**Liebe um Liebe**



**Dragica Rajčić Holzner**  
**Liebe um Liebe.**  
Roman

---

»Wäre Mutter anders, hätte ich nie geheiratet. Wie ein Hund, von der Leine gerissen, lief ich durchs Fenster weg, hängte ich mich an Igor.« In einer rohen, wilden und starken Sprache, ihre eigene Herkunft nicht verleugnend, erzählt die Lyrikerin und Dramatikerin Dragica Rajčić Holzner aus der Innensicht von einer unmöglichen Ehe, in der mit Gewalt auf Liebe geantwortet wird, und mit Liebe auf Gewalt. Als die Ich-Erzählerin Igor zum ersten Mal sieht, erscheint er ihr wie ihre Rettung. Und doch ist da gleich zu Beginn dieses unguete Gefühl, das immer wieder weggeschoben werden will. Igor trinkt zu viel, aber tun das nicht alle Männer? Er ist aufbrausend, aber auch das ist doch nichts Ungewöhnliches. Jahre später zieht das verheiratete Paar in den Norden der USA. Hier wird sich die anfangs noch diffuse Unruhe als prophetisch erweisen. Der Mann, an den sie sich in ihrer Jugend voller Hoffnung klammerte, wird zu jemand völlig anderem. Und wieder muss sie fliehen.

---

**Dragica Rajčić Holzner**, 1959 in Split geboren, wuchs in Kroatien auf, bevor sie in die Schweiz zog. 1988 kehrte sie nach Kroatien zurück, arbeitete als Journalistin und gründete die Zeitung Glas Kaštela. 1991 floh sie während der Jugoslawienkriege mit ihrer Familie in die Schweiz, wo sie sich in der Friedensarbeit engagierte. Zu ihrem Werk zählen auf Kroatisch und Deutsch verfasste Gedichte, Kurzprosa und Theaterstücke. Heute lebt Holzner in Zürich und Innsbruck. Sie wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis 1994.

---

Erscheint am 2. September 2020  
Ca. 140 Seiten  
Gebunden mit Schutzumschlag  
Ca. 18,00 € (D)  
ISBN 978-3-7518-0000-6  
Auch als E-Book erhältlich

## RÜCKKEHR INS GLÜCK

24. Juni 2011

Wäre Mutter anders, hätte ich nie geheiratet. Wie ein Hund, von der Leine gerissen, lief ich durchs Fenster weg, hängte ich mich an Igor.

Igor liegt auf der Herzstation im Firule-Spital, in Split. Ich fürchte, wenn ich auf diesen Fersen ins Hospital komme, wenn ich in Igers helle braune Augen, die entsetzliche Angst vor dem Tod haben müssen, blicke, wenn ich seine Finger und den Handrücken mit den kleinen Narben, von den Zigaretten, auf dem Bettlaken sehe, wenn ich mich dort neben das Bett setze, am helllichten Tag, dann wird sich sofort zeigen, dass wir noch immer dieselben sind, keine Sekunde abgerückt von uns von damals. Was, wenn ich seine Verzweiflung aufnehmen, mich als Wurm fühlen würde oder als Herrscherin des Universums? Zu beidem konnte er mich immer machen.

Ein Mann vom Nachbarhaus, auf der Leiter, mit dem Rücken zu mir, hatte ein buntes Tuch um die Haare gewickelt, er strich die Fassade weiß. Ich schwieg wie ein Stein, was sagen nach so vielen Jahren, sicher denkt er, ich hätte Igor allein gelassen, er hätte sich deswegen zerstört.

Die Außentreppen aus Marmor waren voll schwarzer Flecken. Marmor aus Brač, einmal sehr teuer, der Kaktus war nicht an seinem Platz neben dem Eingang, mein ganzer Stolz, sicher mehr als anderthalb Meter groß.

Das erste Stockwerk ist eine materialisierte Igor-Illusion. Jahrelang hielten wir uns an den Bau wie an eine Fes-

tigkeit, die auf eine Normalität der Ehe, unseres Lebens verweisen sollte, auf ein Leben für die Wahrnehmung von außen. Gut, Igor wollte auch mir und seinem Vater beweisen, das er es in Chicago geschafft habe, dass Vaters ganze Sammelwut nichts bringe, dass man im kapitalistischen Ausland schneller sparen könne und ein Haus ohne Kredit aufbauen. Die Träume von Igors Vater sollten sich durch Igor verwirklichen. Ein Haus, ein schönes Haus, glänzend gebaut. Weiß. Hoch. Er wird es allen zeigen, was man allein schaffen kann. Zeigen. Das Geld sparen wir uns vom Mund ab, wie man so sagt, aber wir essen genug und nehmen Kredit auf. Im Sommer bauen wir am Traumhaus. Ich bin in einen Film geraten, aber es gibt keinen Regisseur, kein Ende der Drehtage und Nächte. Nach der Deckenfertigstellung sollte für alle Arbeiter ein Lamm zum Mittagessen gerichtet werden, ich musste für zwanzig Menschen kochen. Den Lamm-Kopf abschneiden, weißunterlaufene Augen starren mich an, der blutverschmierte Kopf, eine Verletzlichkeit geht von diesem Schädel aus, große, ins Leere starrende Augen. Ich lege den Kopf in den Wäscheimer, wenn ich morgen Zeit habe, werde ich ihn kochen, wie es Großmutter gern gehabt hat: nur Zunge noch lieber Hirn, von jedem Tier, Kalb, Ziege, Schaf, Lamm. Ich denke, so einen nackten Kopf muss Igors Vater gehabt haben, im Krieg.

Auch für Lamm gaben wir Dollar aus, und Vater kaufte so sorgfältig ein, wie er das Geld bei seiner Magazineur-Arbeit in Kobeks verwaltet hat.

Ich mache schnell die Türe zu, schiebe den Koffer zur Wand. Die Tapeten waren weggerissen, die Wand gelb gestrichen. In der auf der südlichen Seite liegenden Wohn-Ess-Küche sah es fast unverändert aus. Die Schatten des

Feigenbaums fielen auf den Balkon, die Fenster ohne Vorhänge, aber mit Holzaufhängern, dunkelbraun geölt.

Die beiden Zimmer hinter den Eingangstüren rechts und links waren jetzt zu einem zusammengelegt, auf einer Seite war die Küche, auf der anderen ein flaches Liegebett. Wo jetzt der Fernseher stand, war früher der Schrank für die Kleider von Igors Mutter und seiner Schwester, mit den Mottensäcken. Der Geruch ist für immer verschwunden, die weißen, frisch gestrichenen Wände eigentlich dunkelweiß, der Plafond war höher, fast um einen Meter. Der Korridor begann hinter einer Türe im Rücken des Wohnzimmers, unser erstes Zimmer lag immer noch an seinem Platz, das kleine Fenster ist vergrößert, ein weißer Plastikrahmen, der Schrank ist geblieben, das Bett am selben Platz, aber auch das war neu. Der Olivenbaum vor dem Fenster wirft dieselben Schatten. Im gegenüberliegenden Zimmer ist alles noch immer provisorisch, zwei Schränke voll mit Sachen, die auch Igor nicht wegwerfen konnte. Wo versteckt er die Pistole und wo sind Dokumente, Parteibuch, Uhr, Fotos, Brillen seines Vaters?

Drei Lastwagen Abfall hat man nach dem Tod des Vaters wegführen müssen, Flaschen, altes Eisen, Plastikgefäße. Hätte er es gesehen, wäre er noch einmal gestorben, weil er behauptete, man könne alles verwerten, wenn einem danach sei.

Von Igors älterem Halbbruder, Igel Martin, gab es kein Restleben mehr in diesem Haus, seine Anwesenheit hat nach dem Auszug geendet, seine Abwesenheit war komplett. Als er mit siebenundvierzig Jahren im Familiengrab beerdigt wurde, rief sein Vater: Mein Sohn!

Neben dem Büchergestell sehe ich die Tapete, wo einmal Weinflecken waren. Man kann an die Vergangenheit

denken ohne seelische Berührung, man kann auf sie schauen wie in einem Film, dessen Ablauf klar ist, seltsam ist nur, dass einem die Rolle, die einem zukommt, absurd erscheint. Ich bin aber gut davongekommen. Gedemütigte Frauen nehmen gerne die ganze Weltschuld auf sich. Gedemütigte Männer nehmen nur eine Kalaschnikow.

Ich schaue in den Kühlschrank, es gibt Speck, Käse, einen Salat mit traurigen Blättern und Schweineschmalz in einem Glas, Kartoffeln sind sicher wie damals im untersten Stockwerk, Zwiebeln brauchte ich auch.

Wäre das Leben eine erfundene Geschichte, wo man mit richtigen Handlungen Kapitel nach Kapitel abschließt und sich gegen Ende satt vor Erkenntnis ins Glück wälzt oder sich mit einem Schuss in den Kopf niederstreckt, wo stünde ich heute? Ich gleite wie der Wolf, welchen sich mein Vater ausdachte. Oh Schreck. Es war neben einem Fluss im kalten Winter. Eis, Schnee. Der Wolf wollte den Mann fressen, aber der Mann fand ein Fass neben dem Fluss und lockte den Wolf hinein. Der Wolf streckte seinen Schwanz durch das Loch für den Korken, der Mann fasste den Schwanz, ging mit dem Fass auf den vereisten Fluss und drehte das Fass um sich herum, bis der Wolf den Verstand verlor und jaulte wie ein Fuchs. An dieser Stelle lachte Vater laut, und wir lachten mit. Nie haben wir Kinder einen gefrorenen Fluss gesehen, aber Vater war doch beim Militär, in Zaječar, Serbien, dort wo eine Pferdekutsche die Straße hinunterrollte, mit wildgewordenen Pferden, und Vater stoppte sie. Es gab keinen schönen Mann als Vater in der Militäruniform mit schrägem, gefährlichem Blick. Die Haare in der Mitte umwickelt, seine breiten Lippen etwas zu fest zusammengedrückt. Dieses Foto muss im Jahr 1957 aufgenommen worden sein;

die Lungentuberkulose war noch nicht diagnostiziert. In der jugoslawischen Volksarmee haben solche Dorfjungen zum ersten Mal im Leben ordentliche Portionen von Bohnen mit Schweinsknochen zu essen bekommen. Sie haben Männer-Freundschaften geschlossen, sich gemessen. Ein Mate Turković, Spitz genannt, wurde später mein Taufpate. Vater hielt sich für was anders als alle bäuerlichen Tollpatsche.

Ich träumte von Basilikum, Bosiljak, ich hatte einen kleinen Topf, er war durstig, ich sollte ihn mit der Mutter umpflanzen. Die Mutter bekreuzigt sich mit der linken Hand und sang:

»Einmal hatte ich eine glückliche Liebe, die mein Unglück war.«

Mutter fürchtete seit meiner Geburt das Leben, welches einmal auf mich zukommen sollte, als wäre ich von Anfang an eine Kopie ihres Schicksals. Sie hielt mich nach der Geburt an der Brust, als Mora kam, eine schwere Hexe, die sich auf sie legte, und sie konnte keinen Ton von sich geben. Blutsturz, sagten die alte Frauen, das Kind war eine Frühgeburt, winzig, solches Unglück erleiden Frauen, die ihren Eltern ein Leid antun. Mutter ist aus dem Vaterhaus geflüchtet, um zu heiraten, einen Bräutigam, den die Familie nicht wollte.

Als sie schwanger wurde auf einer Wiese, im selben Herbst, mit einem Mädchen und keinem Sohn, fluchte Vater *djava vas obe odnija*, Teufel soll euch beide holen.

Ich fühle ihre Hände auf mir, wie sie hinter den Ohren Schmutz schrubbte und am Hals und mich mit Seifenwasser begoss. Die Mutter, die alles mit festem Druck anfasste und drückte; meine Haare, die Knöpfe, die Kohlköpfe im Kochtopf, bis das Wasser sie bedeckte. Unter den Kohlköpf-

fen lag geräuchertes Fleisch, dasselbe Fleisch, das über den Kinderköpfen hing, um in der warmen Luft zu trocknen, nachdem es monatelang beim Onkel im Kamin gehangen war. Nach einem derartigen Trockenfleisch-Winter stanken meine Haare und alle Kleider. Die Mutter unterhielt seit Jahren ein sehr enges Verhältnis zu Gott, erworben durch Pilgerreisen und bezahlte heilige Messen, verursacht durch das mystische Erlebnis eines Sprungs zum Himmel, während sie in Ohnmacht fiel und eine Blumenwiese sah.

#### GROSSMUTTERS VISION

Februar 1919

Wärmere Tage sind schon im Februar über Glück gekommen. Viele Männer aus dem Dorf sind in Deutsch-Tirol in Kriegsgefangenschaft geraten. Ein verlorener großer Krieg und ein Elend. Ein Dreiländer-Königreich statt dem K.-u.-K.-Reich entstand auf seinen Trümmern. In dem Dreiländer-Königreich haben die Bauern nichts gewonnen außer Krankheiten und Witwenschaft, Sich-Plagen für die trockene Brotrinde. Großvater wurde nicht eingezogen, weil er schon Familie hatte, sein älterer Bruder verletzte sich den Fuß mit einer Axt, damit er zuhause bleiben konnte. Der hinkende Bruder konnte zuhause bleiben und heiraten, dann aber nahm die Spanische Grippe seine Frau und die vier Kinder in den Tod mit, es wäre besser, sagte er, er wäre auch tot, das Weiterleben sei ein Strafvollzug des unbarmherzigen Gottes, mit dem er nichts mehr zu tun haben wollte, mit dem nicht.

Einigen anderen wie Onkel Grgo ging es noch schlechter, er hat sich Säure in die Augen gekippt und wurde blind.

Großmutter Jaka Grlović war zwei Jahre verheiratet, die Spanische Grippe hat das halbe Dorf Glück zu Grabe getragen. Ihre zwei Kinder starben einundzwanzig und einunddreißig Tage nach der Geburt.

Das Schicksal hat sich zu Großmutter hinuntergebückt und ihr ein Wunderzeichen gesandt. Ein weißes Pferd, rund wie ein Ball, mit drei Beinen und spitzem Kopf wie dem einer Ziege, geht geräuschlos neben Großmutter, während die Steine unter ihren Füßen quietschen. Großmutter traut sich kaum zu atmen, als sie den Kopf nach hinten dreht, zum Großvater, sie hat keinen Ton in der Kehle, öffnet den Mund, um Großvater zu sagen, schau, schau, was ist das? Aber sie starrt ihn nur sprachlos an, hat die Stimme verloren. Großvater merkt gar nicht, dass sie ihm etwas sagen möchte. Das runde Pferd geht eine ganze Ewigkeit auf der linken Seite neben ihnen. Großmutter kann kaum atmen, das sind die letzten Minuten unseres Lebens, denkt sie. Das Unheimlichste, was passieren kann, ist die eigene Stimme zu verlieren, wie sie sie schon damals im Kinderbett sie verloren hat, im Winter, in dem Wölfe Schafe gerissen haben.

Dann, so plötzlich wie es gekommen ist, verschwindet das runde weiße Pferd. Großmutter versucht wieder ihre Stimme zu finden und es gelingt ihr zu flüstern. »Das Pferd lief neben uns.« – »Großvater fluchte: Verdammst, du solltest es mir sofort sagen. Nichts ist neben uns. Sapperlot.« – »Es war ein Zeichen des Himmels, ich konnte dir nichts sagen, meine Stimme war weg.« – »Was für ein Zeichen des Himmels?« Der Himmel war sternenbedeckt und klar. Vorahnung. Botschaft. Unglück kam auch so. Was war's denn?

Eine Zeitlang gab Großvater der Großmutter die Hand, und sie hielt sich daran fest wie ein Kind. Großvater glaubte nicht, dass sie das runde Pferd gesehen hatte, aber er sagte nichts. Sicher ist sie so schwach von der Entbindung und vor Hunger, dass sie Geister sieht.

Großmutter wollte sich nur hinsetzen, die Angst austreiben an der Brust des Großvaters, sie nahm ihre Schürze ab, der Großvater legte sie auf den steinigen Boden, dann seine Jacke darauf. Er schob Großmutter Unterkleid hinauf, sie mussten sich wärmen. Nachdem es vorbei war, weinte sie leise, ohne dass Großvater etwas davon merkte. Unter dem Herzen der Großmutter wuchs mein Vater heran.

Mein Vater war nicht in dieser Nacht in die Großmutter gekommen. Das runde Pferd wird so vieles wieder gut machen müssen.

Die Entführung des jungen Mädchens als Ausgangspunkt des Unheils für ein ganzes Dorf? Ein dreizehnjähriges Mädchen, festgehalten auf dem Pferd, sie haben sie belogen, sie soll zu ihrer Schwester nach Glück kommen, es war sonderbar, in der Nacht, warum in der Nacht, vielleicht war's gegen Abend, das junge Kind mit wunderschönen schwarzen Haaren, auf sie hat es der alte Witwer abgesehen, aber der Plan wäre fast gescheitert. Die Besa, so hieß die Schöne, hütete Schafe und spielte mit anderen Dorfkindern oberhalb der großen Greda, der Witwer, ihr Entführer, trank Wein vor dem Haus ihres Onkels. Er redete über die Viehpreise und dass er dieses Jahr kaum etwas verdient habe, weswegen er jetzt die Besa zu ihrer Halbschwester nach Glück bringen werde, damit sie ihr helfe. Die Schwester habe nämlich mehr Vieh gekauft, er würde Besa zu ihr bringen. Er wolle vor Einbruch der

Dunkelheit wieder zurück sein im Glück, er stellte sich vor, wie das Mädchen vor ihm auf dem Pferd sitzen würde, die Hände auf ihrer Brust. Er hatte sie im Sommer bei ihrer Halbschwester gesehen, seitdem hat er das Unmögliche angedacht, wie er sie entführen, in sein Haus bringen könnte. Ihre Schreie in dieser Nacht hört das ganze Glück, sie verstreuen sich und versinken, ohne jegliche Hilfe. Besa verliert nach dieser Nacht ihren Verstand. Sie gebiert dem Vergewaltiger zwei Kinder. Dass ihr Mann vorher die Frau seines Bruders geschwängert und dann eines Nachts sie ermordet hat, in Lokva, wusste das ganze Dorf, die Untersuchungskommission aus Split fand nichts heraus. Dass Besas Enkel seine Frau in der Hochzeitsnacht mit drei Stichen fast getötet hätte, dass er im Krieg war und später in den besten Militärakademien, dass er nicht verurteilt werden konnte.

## ANAS KINDHEIT

1965

In die Geldtasche hat Vater mein Gesicht gesteckt, das erste Foto für die Vergünstigung, für den Familien-Angestellten-Ausweis der Eisenbahn-Mitarbeiter. Er trug den Ausweis immer mit sich und dieses Kind, ein in sich versunkenes Kind mit großen dunklen Augen, mit dem Haarschnitt eines Jungen, Scheitel auf der linken Seite, geölt, gekämmt, schmale Pulloverzöpfe bis zur Brust. Dann hört das Foto auf. Das Kind starrt in sich hinein, abwesend, fragend. Das Kind ist nicht verängstigt, eher neugierig. Abstechende Ohren fallen auf, große. Ein Heiratshindernis,

obwohl die Mutter sie mit einem Wundpflaster zugeklebt hat, damit die Chancen, später für das Mädchen einen Bräutigam ausfindig machen zu können, sich vergrößern. Dieser nach innen gerichtete Blick, ich schaue in mir dieses Kind an, und es scheint mir unmöglich zu begreifen, dass dasselbe Ich in mich heute hinübergerettet wurde.

Die Mutter schloss sich manchmal hinter der Schlafzimmertür ein und kam für Stunden nicht heraus. Eine seltsame Unruhe ohne Lärm, wenn sie nach den Gegenständen griff, ihre Stimme, welche Befehle oder Warnungen austeilte, verstummte. Wenn sie aus dem Zimmer endlich wieder in der Küche auftauchte, mit geschwollenen Augen und schmalen Lippen, bekam die Küche ihr normales Gesicht. Die seltene Erinnerung, wie sie lachte beim ersten Schneefall, sie spielte und lachte und warf Schneebälle um sich. Der Geruch ihres Schweißes und der Härchen unter den Armen, wenn sie uns wusch. Als sie die Sehbrille bekam, wurden ihre Augen vor der Welt geschützt. Schwarzumrandet, undeutlich.

Der Wächter der Familie, der Fürst mit blauen Augen, Vater, der Gesetze und Regeln gab, die keines von den Kindern gründlich ausführen konnte. Sein Lachen wäre Verschwendung der Zeit, nur die Nachbarin Jasna brachte ihn zu einem seltsamen Kichern. Er zeigte den goldenen Zahn beim Reden und einen silbrigen beim Fluchen, welcher weit hinten im Mund lag. In ihm kochte eine Zornmilchsuppe, welche jederzeit überschwappen konnte wie kochende Milch. Er konnte es auch immer begründen, hast du keine Augen im Kopf? Er liebte lange Reden vor den Ohren anderer. Wir Kinder hatten kein Wort, sondern dienten als Empfänger seiner Verheißungen. Die Antwort: den Kopf senken und still sein. Die Disziplin, welche er er-

wartete, förderte, was er als gute Erziehung ansah, sicher war, dass es in seiner Macht stand, die Kinder zu biegen und zu brechen.

Er musste aus Kindern die Schlechtigkeit aller Menschen rechtzeitig austreiben. Die Dorfprimitivität ein für alle Mal aus ihnen verbannen, des Dorfs Glück, in welchem er nur primitive Menschen sah.

An Weihnachten verfiel er in eine zur Schau gestellte Gleichgültigkeit, weil es sich so gehörte, weil er sich in der Rolle des feierlichen Vaters gefiel. Weil Weihnachten war und die Kinder sollten sich an Weihnachten erinnern, weil er zwei Gläser bitteren Pelinkovačlikör getrunken hatte und den Kindern die Geschichte erzählte, wie er einem Wolf auf dem vereisten Fluss den Schwanz aus dem Körper gerissen hat. Die Kinder trauten dieser Verwandlung nicht ganz und saßen auf seinen Knien, jederzeit bereit abzuspringen. Die Mutter und die Großmutter hängten sich nicht an die gute Stimmung an, warnten ihn vor dem Alkohol, welcher ganze Familien schon zerstört hat, er würde auch seinem Magen nicht guttun. Der Vater brach in Zorn aus, schüttelte die Kinder von seinen Knien. Ihr gönnt mir gar nichts, wann war ich je betrunken? Die Kinder wünschten sich so sehr einen betrunkenen Vater, der Geschichten erzählte und scherzte. Weihnachten, das so kurz nach dem Schweineschlachten kam, Zuckerbonbons auf dem kleinen Tannenbaum am Esstisch, Orangen darunter, Baumwolle, Watte, vier Glaskugeln wurden aufgehängt (wegen der Kinder), aber die Kinder verstanden nicht, was gut daran sein sollte, diese Sachen zu sehen, aber nicht essen zu dürfen, die zuckerweißen Bonbons, die in Glitzerpapier eingewickelt waren. Es war unvorstellbar, was Weihnachten sollte und was die kleinen Kerzen, die in Öl schwimmen-

den Kerzen unter dem Baum, mit der Seele des Großvaters (den toten Seelen) zu tun haben könnten.

Dann die Nachmittage, an denen die Kinder zu Gott gebetet haben und ihn baten, den Vater verschwinden zu lassen, er sollte sterben, lieber Gott, aber der Gott sollte nicht verraten, dass er auf die Kinder hörte. Die Schrecklichkeit dieses Hasses, der ihre kleinen Körper zerschmetterte, so wie der Schmerz des Hosengürtels ihre rot gestreifte Haut platzten ließ. Dieses Brennen der Haut, das nicht zu stoppen war, und dann die Tage, an welchen das Sonnenlicht kam, an welchen sie Trost im Weglaufen fanden und im Versinken in den Schlaf. Die vergebliche Mühe des Gebets zeigte sich immer, weil ihre Schuld schon am Vorhandensein lag, nicht auszulöschen war.

Die Kinder quälten die kleinen Tiere und schauten zu, wurden herzlos, wenn kleinste Vögel im Nest ihren Schnabel aufsperrten und nach Luft rangen, wenn ihr Kopf sank und sich nicht mehr bewegte. Kinder überfütterten sie mit Feigenfleisch.

Ich sehe mich sitzen auf einem flachen, unregelmäßigen, großen Stein auf dem halben Weg, welcher von der Straße berghinauf führt. Schutt und Steine hat Vater nachgefüllt, um den Weg auszubessern, damit das Pferd es leichter hat, den Wagen bis zum Haus hinaufschleppen kann. Der Stein drückt unter dem Gesäß, der dünne Stoff des Sommerkleidchens ist hinaufgerutscht, ich spüre den Stein unter dem Gesäß und den Oberschenkeln, der Stein klebt an der Haut.

Die Kinder hatten Angst vor der Strafe, vor dem Hosengürtel, die Wunden sehen im Frühling schrecklich aus, auf weißen Oberschenkeln. Erst dunkelblau, dann gelblich.

Auf dem zweiten Foto, das in jenem Sommer gemacht wurde, auf dem Dorffest, die Mutter hat kleine Augen,

durch das Schauen in Richtung Sonne und Fotokamera sind die Mutteraugen noch kleiner als sonst. Um ihren Kopf ist ein dünner Zopf gewickelt, weiße Sandalen, Schürze und eine helle Kurzarmbluse. Schau, wie dünn ich da bin. Jedes Mal sagt sie das, wenn ich dieses Foto mit ihr angesehen habe.

Ich erinnere mich nur an den Geruch des nassen weißen Stoffs, den sie wäscht, ich sehe die runde glitschige Seife aus Mutters Händen in den Wassereimer fallen, die Haare unter den Oberarmen, kleine Hände mit schmalem Goldring, ihren blumigen Unterrock, Combine genannt, darüber den Faltenrock. Mutter näht mit der linken Hand. Das Kleid mit Schiffen, das Mutter genäht hat, trage ich in der Erinnerung die ganze Kindheit. Die Großmutteraugen haben uns nicht beobachtet, Mutter singt leise, kaum hörbar ... meine Blumen, mein Glück, deine Ljuba ... moj gaj, moja sreća, tvoja ljubav. Großmutter ist auf der Reise, nur einmal einen halben Tag in Glück, und der Vater hütet das kleine Häuschen am Bahngleis-Übergang. Mit dem Vater kommt die Stille ins Haus. Wenn Besuch aus dem Glück bei ihnen ist, ziehen die Eltern eine andere, lachende Gesichtshaut an, und die Wörter werden laut ausgesagt. Wenn sie allein zuhause sind, geben die Großen kürzeste Befehle durch geschlossene Lippen.

Nach diesen Worten hatte ich eine geräuschlose, steigende Aufregung in den Augen, in den Ohren, mein Herz unter dem vergilbten Unterhemd klopfte bis in den Rücken. Eine Zugreise, morgen. Die Reisekleider lagen schon auf Großmutters Bett, die Kleider, welche ausgeliehen waren und nur zu dieser Gelegenheit angezogen werden sollten. Ein hellgelber Wollpullover mit Zopfmustern, der um Gotteswillen nicht beschmutzt werden sollte, weil er

von Tatjana Jagoda, der Cousine ausgeliehen war. Tatjana Jagoda sprach Italienisch mit Nonna und Nonno und war ein »Augenapfel« für alle. Der Wintermantel wurde auch ausgeliehen, er hatte Holzknöpfe auf beiden Seiten, dunkelblau. Es war der Mantel eines Jungen, zu dessen Eltern die Mutter Milch trug. »Wenn das Kind kalt haben wird.« Ich sah mich in der Spiegelkommode des neuen Elternschlafzimmers. Mutter hat Wasser erwärmt und es vor das Haus gestellt. »Du musst dich waschen, hinter den Ohren schrubben, hinter den Ohren sammelt sich am liebsten Schmutz.« Mutters Hände tun weh.

Der Vater trug seine dunkelblaue Eisenbahnuniform mit den Messingknöpfen und das blaue Eisenbahnhemd. Auf der Jacke der Uniform stand mit gelben Buchstaben geschrieben: JŽTP, *Jugoslavensko željezničko transportno poduzeće*.

In meinen Ohren klang diese Bezeichnung geheimnisvoll. Fernglück, das durch die Augen strömte, hinaus, hinein, eine Reise mit dem Zug. Die lange Nacht und den Tag der Zugreise über hat sie kein Auge zugemacht, eine Zugreise nach Čačak. Aus Angst, allein zu bleiben im Korridor des nach Benzin stinkenden Zuges, ging sie nie auf die Toilette. Vater wird das nach der Rückkehr immer wieder erzählen. Der Geruch des Zugabteils, Urin, Holz, ölig, Häuser welche mitreisten, draußen vorbeiflogen und von Bäumen begleitet wurden, Stromstangen wie Bleistifte, ich war ein folgsames Kind, unglaublich gut hätte ich die Reise überstanden, wie eine Große, wird Vater sagen, an die Worte des Vaters erinnere ich mich. Ankunft. Treppen nach oben, Holztreppe. Ein dünner Mann, den ich Onkel nennen sollte, Onkel Tetak, der keine Kinder hatte und mich fest kitzelte. Ich weinte vor Lachen.

Ohne Großmutter ein einziger Ausflug als Familie, eine Fotofamilie, die mit Wasser, Seife, dem neuen Rosenrock der Mutter präpariert wurde, auch mit dem glatten Gesicht des Vaters, welcher der Regisseur des Ausflugs war, mit Eis in zitternden Kinderhänden, weil sie sich in der Stadt nicht zu benehmen wussten und schnell schmutzig werden konnten. Die Mutter ernstfröhlich, weil das Kleid aus Italien stammte, nur an dem Tag angezogen werden durfte und sie erhellte, fremd machte, das Rosenkleid, und der Vater hatte ein Polyester-Hemd, welches mit einer Farbtablette gekocht wurde, um blau zu werden. Mutter, ich und mein Bruder. Für den Ausflug wurden wir über Nacht anders, als wir gestern gewesen waren, eine vorsichtige Imitation der Städter, wobei der Vater als Einziger keinen wirklichen Respekt zeigte und als Anführer dieser unmündigen Familie mitging. Er hatte geölte Haare, die Frisur zeigte seine Weltläufigkeit, welche aus verschiedenen Tuberkulose-Aufenthalten in Spitälern in Zagreb und Varaždin bestand und aus Besuchen der Abendschule in Split. Auch seine Sprache und sein goldener Zahn konnten durchaus zu einem anderen Mann gehören wie auch die Kinder, die schon in der kleinen Küche ganz unpassend saßen, die Kinder, welche die Wörter flüsternten, weil sie nicht wussten, wie die richtige Stadt-Aussprache war und wie richtige Wörter auszusehen hätten. Ich konnte die herben Wörter der Erwachsenen aus Glück auswendig, aber für Split musste man sie waschen. Mutter trug eine Brille, was auf die Vererbung eines Sehfehlers mütterlicherseits hinwies. Diese Brille entfernte Mutter von den gesunden Bauern, aber sie brachten sie nicht in die Nähe der Städter, obwohl auch Städter Brillen trugen, aber die hatten andere, schönere Gestelle, nicht solche schwere schwarze.

Gott sei Dank hatte Mutter ihre Zöpfe abgeschnitten, fürs erste wurde eine halblange Version gewählt, weil es auch andere vergleichbare Frauen so hielten in diesem Wettbewerb der angleichenden Verwandlung, wobei keiner zu schnell bei der Imitation der Stadtmenschen sein durfte. Das hat geholfen, dass die Mutter an diesem Tag nicht ganz wie Mutter war.

Split bestand aus Vaters Hemden in den Schaufenstern, aus Tellern, Wintermänteln, Unterhosen, Schuhen, Uhren, Büchern, Küchen, diesen unglaublichen Dingen, die Stadtmenschen beseelen, weil sie Teil ihres Lebens sind. Der Gestank der Fische auf dem Fischmarkt Ribarnica störte unser Bild, gesalzene Sardellen in den Holztöpfen, davon hat Mutter, als sie mit mir schwanger war, sechs Stück gegessen. Die Steinkinder im Park, aus deren Fingerkuppen Wasser spritzte, all dies gehörte zu einer Erhabenheit der Stadtmenschen, welchen wir nicht angehören, aber wenn wir groß würden ... Vater nannte uns die Namen der Ärzte, die Namen der Straßen: Solinska, Prvoboraca, Bosanska Firule, Bačvice und Meje. In Meje, sagte er, wohnten die, welche es geschafft hätten, in einer Vorzeit den Reichen alles wegzunehmen, von Volksfeinden was zu retten, richtige Kommunisten.

Wir trauten uns fast nicht zu atmen, sondern schauten auf die Schuhspitzen beim Treppensteigen. Auch andere Familien stiegen stolz die Treppen hoch zum Marijan, wo der Zoologische Garten war, wobei ich nicht wusste, was Zološki vrt war, nichts wusste, abgesehen von dem Wort. Ich stellte mir Tiere vor, die eingepflanzt wie Rebstöcke oder Bäume im Garten wuchsen. Am meisten liebte ich unseren Hund, der ständig bellte. Ich wollte immer eine andere Familie, einen Park, ein gelbes Haus, einen Papagei,

Lackschuhe, ein schönes Kleid, Locken am Kopf. Zeichnungen, andere Zeiten, andere Menschen standen im Fortsetzungsroman auf der letzten Seite von *Slobodna Dalmačija*. Vater schlägt den Bruder mehr als mich.

Die andere Großmutter fragt mich, wo ist dein Bruder, ist er in lokva, in der Tränke? Und ich denke, ich sah ihn, wie er ins Wasser ging, als die Kühe von der Weide kamen.

Er ist sicher in lokva, sagte ich zu ihr. Großmutter ruft nach den Nachbarn, zwei Männer nahmen die Schnur, sie suchten den kleinen Bruder im Wasser der Kuhtränke. Die Tante und die Großmutter weinten laut, plötzlich taucht er an der Hand des Onkels auf, alle sind erleichtert, freuen sich, dass er nicht ertrunken ist. Die Großmutter schlägt mich, sagt, du hast falsches Zeugnis abgegeben, du Miststück, bist wie deine Mutter, ich weine. Habe Angst, dass die Großmutter das dem Vater erzählt, er wird mich auch schlagen.

Mutter kam nach Hause, vom Vieh-auf-die-Wiese-Treiben, sagte: Besa hat sich bei der Kuhtränke erhängt, arme Besa. Besa, die mit dreizehn Jahren aus ihrem Haus gestohlen und in derselben Nacht von ihrem Bräutigam vergewaltigt wurde. Besa verlor den Verstand, ihr Mann nahm ihr dann zwei Kinder, arme blöde Besa. Früher hat Mutter Schneebälle geworfen und laut gelacht. Sie spielte wie ein Kind, sie ist verliebt in einen wunderschönen Nachbarn, der öfter zu uns kam, ich habe es gesehen, ein Spaziergang mit ihm, ein Lachen im Duett, immer lachte sie mit ihm, glücklich. An einem Nachmittag aber redeten sie unbekannte Worte, sie wischte sich die Augen trocken.

Er floh nach Frankreich. Sie verwelkte, wurde trüb, unberührbar, sie versteckte sich in Salatpflanzen. Ihre Schwiegermutter betrachtete sie misstrauisch.

Sie war einundzwanzig, als das Lachen aus ihrem Gesicht verschwand.

Jahrelang hörte niemand seinen Namen. Vater hatte zu der Zeit Tuberkulose, die ganze Familie war zu ernähren.

Der Bruder hat Schlangeneier in der Wand entdeckt, es waren glitzernde kleine Wunderdinge – oder haben wir Schlangeneier gesucht und nicht gefunden?

Vater ruft ihn aus der Küche, er meldet sich nicht, der Vater ruft noch lauter, noch lauter, der Vater sucht ihn, der kleine Bruder sei verschwunden, sagt der Vater. Vater durchsucht das ganze Grundstück, fragt die Nachbarn, niemand hat ihn gesehen. Dann, ins Haus zurückgekommen, entdeckt er sein Versteck, packt ihn mit beiden Händen unter den Armen, wirft ihn aufs Kinderbett und ruft: Mit der eigenen Hand töte ich dich, du hast mir solche Angst eingejagt, nie mehr, nie mehr, hörst du. Der Bruder ist blau angelaufen vom Weinen. Die Großmutter sagt ganz leise, es sollen deine Hände abfallen, *dabogda*. Ich beobachte alles aus dem Versteck hinter der Großmutter und kann nicht helfen ich wollte, Vater hätte mich geschlagen, ich schäme mich.

## Ryoko Sekiguchi Nagori



**Ryoko Sekiguchi**

**Nagori**

Die Sehnsucht nach der von uns gegangenen Jahreszeit  
Aus dem Französischen von Karin Uttendörfer

---

Nagori, wörtlich »der Abdruck der Wellen«, bezeichnet in Japan die Wehmut der Trennung im Vergehen der Jahreszeit, Wehmut nach diesem letzten Genuss am Ende der Saison. Der Geschmack von Nagori ist der des bevorstehenden Abschieds und der Sehnsucht nach Wiederkehr. Dieses verblüffende und im Wortsinne geschmackvolle Buch ist nicht nur eine Einladung, die kunstvolle Poetik und Küche Japans zu entdecken, sondern hinterfragt die unterschiedlichen, unser Leben bestimmenden Zeitlichkeiten und stellt uns die Lebensmittel als eigenständige Wesen vor. Die literarische, kulinarische und kulturelle Reise von Japan über Rom nach Paris zu großartigen Köchen, köstlichen Gerichten und unbekanntem Zutaten ist eine kurze Ästhetik über die flüchtige Handschrift von Geschmäckern und Aromen in unseren Körpern und die Erinnerung, in den Landschaften, und nicht zuletzt in der Literatur.

---

**Ryoko Sekiguchi**, 1970 in Tokio geboren, lebt seit 1997 als Lyrikerin, Autorin und Übersetzerin in Paris. Für ihr Debüt 1988 erhielt sie den Preis Cahiers de la poésie contemporaine. Seit 2003 veröffentlichte sie zahlreiche Gedichtbände und etliche Bücher zu kulinarischen Themen. Für *Nagori* gewann sie 2019 den Coup de coeur du prix Rungis des Gourmets 2019 und den Prix Mange, livre!

**Karin Uttendörfer** arbeitet als Übersetzerin, Autorin und Herausgeberin in Berlin und Paris. Für ihre Übersetzung von Jean-Baptiste Del Amos *Tierreich* wurde sie 2019 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert.

---

Erscheint am 2. September 2020  
Ca. 160 Seiten  
Gebunden mit Schutzumschlag  
Ca. 18,00 € (D)  
ISBN 978-3-95757-956-0  
Auch als E-Book erhältlich

## Alles Fließende, alles Blühende, hinterlässt den Abdruck seiner Wellen

Die Japaner pflegen eine besondere Beziehung zu den Jahreszeiten, das ist allgemein bekannt, selbst in Frankreich, und es lassen sich zahlreiche Texte zu diesem Thema finden. Weniger bekannt hingegen ist eine Vorstellung, die es wert ist, näher betrachtet zu werden, und die sich mit »Leben einer Jahreszeit« umschreiben ließe. Damit ist nicht nur das Jahr mit dem Zyklus der vier Jahreszeiten gemeint, das mit dem Verlauf eines Menschenlebens verglichen wird; vielmehr enthält jede Jahreszeit für sich ein ganzes Leben, das von verschiedenen Lebewesen durchquert wird, die ihrerseits wiederum mit einem eigenen Leben ausgestattet sind.

So gibt es drei verschiedene Begriffe, um den saisonalen Zustand eines Lebensmittels zu beschreiben: *hashiri*, *sakari* und *nagori*. Sie bezeichnen in etwa die »Frühsaison«, die »Hauptsaison«, und der letzte, *nagori*, die Nachsaison, genauer »die Sehnsucht nach der Jahreszeit, die gerade von uns gegangen ist«.

Die beiden ersten Begriffe sind leicht zu verstehen: die Eröffnung der Saison und die Akme, ihr Höhepunkt, sind wahrscheinlich Vorstellungen, die in vielen Kulturen geteilt werden. Es ist schwieriger, eine Entsprechung für den letzten Begriff zu finden: *Nagori*. Eine *Nagori*-Frucht zum Beispiel ist eine Frucht am Ende der Saison, die überreife Frucht. Sie verabschiedet sich von uns bis zum nächs-

ten Jahr, und wehmütig sehnst du dich schon nach ihr zurück.

Neben der Saisonalität von Lebensmitteln erstrecken sich diese drei Worte auch auf andere Bereiche. So bezeichnet *Hashiri*, die substantivierte Form des Verbes *hashiru*, »rennen«, gleichzeitig den Akt des Laufens und etwas, das gleitet, aber auch etwas, das als »Vorreiter« fungiert, woraus sich seine Bedeutung als »Vorbote« der Jahreszeit oder als »Saisonbeginn« herleitet. *Sakari* bedeutet »die Akme«, »den Höhepunkt«, oder auch die Brunftzeit der Tiere. Die in diesen beiden Begriffen mitschwingenden Konnotationen lassen sich mühelos erfassen.

*Nagori* hingegen hat eine viel weitreichendere Bedeutung. Es steht vor allem für die Spur, die Anwesenheit, die Atmosphäre einer vergangenen Sache, einer Sache, die nicht mehr da ist. Man würde in diesem Sinn von einer Stadt sprechen, die sich ein mittelalterliches Flair erhalten hat, oder von einem Haus, in dem noch der Geschmack und die Atmosphäre der einstigen Bewohner zu spüren sind.<sup>1</sup> Auch die Auswirkungen, Schäden, Folgen eines Ereignisses nennt man *Nagori*, wie zum Beispiel das *Nagori* eines Erdbebens oder einer Krankheit.

Weiter gefasst kann *Nagori* auch das bezeichnen, was »bleibt« – gleichgültig ob eine Person oder Sache –, das, was auf der Welt anstelle einer verstorbenen Person zurückbleibt, wie etwa ein Kind all jene an seine verstorbenen Eltern erinnert, die sie zu Lebzeiten gekannt haben.<sup>2</sup> Es kann sich zudem auf den Augenblick einer Trennung oder den des Sterbens beziehen. Oder auf den Zustand dessen, was fort dauert, wie jene vereinzelt Blüten, die am Saisonende an den Ästen der Bäume zurückbleiben.

*Nagori* wird nicht nur in einer bestimmten Situation

verwendet; man kann es in Kombination mit dem Verb *oshi-mu*, *nagori wo oshimu* »ein *Nagori* bedauern«, im Sinne von »über die Trennung, das Vergehen traurig werden«, »sich schweren Herzens trennen«, gebrauchen. Das *Nagori* zugeeignete Objekt können dabei entweder ein Ort, eine Person oder eine Jahreszeit sein oder wiederum Dinge oder Handlungen, die an diese zugehörigen Objekte erinnern.

Im Japanischen sind unzählige idiomatische Wendungen mit *nagori* zu finden. Sie beschreiben zum einen ein konkretes Phänomen, das wider Erwarten über seine Zeit hinaus fortbesteht, wie in *nagori no yuki*, »der *Nagori*-Schnee«, nämlich: entweder der Schnee, der nach Frühlingsbeginn noch liegenbleibt, oder der Schnee, der im Frühling fällt; oder auch in *nagori no tsuki*, »*Nagori*-Mond«, der Mond, den man im Morgengrauen noch sieht.

Zum anderen können diese Wendungen eine Sehnsucht oder ein Bedauern ausdrücken, das sich in einem Gegenstand oder einer Landschaft widerspiegelt. So bezeichnet die Redewendung *nagori no sora*, »*Nagori*-Himmel«, nicht den Sommerhimmel, der lange hell bleibt, sondern den Himmel, wie er sich darstellt, wenn man jemanden mit Bedauern verlässt, oder den Himmel in der Neujahrsnacht, den man mit dem Gefühl des zu Ende gehenden Jahres betrachtet. *Nagori no sakazuki*, »die *Nagori*-Trinkschale«, wiederum bezieht sich auf den Abschiedstrunk: Es beschwört die Situation, »am Abend der Trennung, in einer melancholischen Stimmung, ein letztes Glas mit jemandem zu trinken«.

In der japanischen Teezeremonie gibt es ein konkretes, *nagori no cha*, »*Nagori*-Tee«, genanntes Ritual: Es handelt sich um die im Herbst, mit den Resten der Teeblätter aus dem Vorjahr, organisierte Teezeremonie. Der neue Tee wird

erst von November an getrunken. *Nagori no cha* markiert also im Teezyklus das Ende des Tees des laufenden Jahres, ehe man dann ein neues Jahr mit dem frischen Tee eröffnet. Der Monat Oktober wird deshalb »Monat des *Nagori*« genannt, und man wählt für diese Zeremonie Geschirr, Ausstattung und Kleidung in einem schlichten Stil und für die Dekoration Blumen, die auch im *Nagori* sind, also aus der vergangenen Saison übriggebliebene Blumen.

In *Nagori* vermischen sich Bindung, Sehnsucht und Zeitlichkeit.

*Nagori* verweist sowohl auf eine Sehnsucht in uns, nämlich die wehmütige Sehnsucht nach einer Sache, die uns verlässt oder die wir verlassen, als auch auf die Vorstellung von etwas, das die Jahreszeit leicht verzögert, als ob diese Sache selbst (zum Beispiel Blumen oder Schnee) nur mit Bedauern diese Welt und die ihr zugehörige Jahreszeit verliesse. Es befinden sich also sowohl die Sache als auch die Person, die sie betrachtet, im Zustand des Abschiedschmerzes.<sup>3</sup>

Die Etymologie des Wortes verweist auf *nami-makori*, »Überbleibsel der Wellen«, was den von den Wellen hinterlassenen Abdruck bezeichnet, nachdem sie sich schon vom Strand zurückgezogen haben. Er umfasst die Spur der Wellen, diese immateriellen, von den Wellen auf den Sand gezeichneten Furchen und zugleich die Algen, Muscheln, Holzstückchen und Kieselsteine, die mitangespült wurden und auf dem Strand zurückbleiben. Es gibt weder Vernunft noch Logik in dieser Ablagerung, aber wenn sie einmal da ist, lässt sie sich für eine kurze, vergängliche Zeit nieder.

Heutzutage buchstabiert man das Wort *na-gori*, »der Name, der bleibt«. Auch wenn sie nicht den Ursprung des

Wortes widerspiegeln, scheinen mir diese Buchstaben ein ebenso anschauliches Bild von *Nagori* zu erschaffen.

Unsere Gefühle bewegen sich nicht so einfach von der Stelle. Wie lebendig und reaktiv sie auch sein mögen, sind sie doch viel langsamer als unser Körper, wenn es darum geht, sich von einem Wesen oder einem Ort zu verabschieden. Sie laufen uns immer hinterher, sind stets ein paar Schritte zurück.

Dieses komplexe und delikate Konzept hat sich in der Kunst weitgehend durchgesetzt, ebenso in der Dichtung wie im Essay und Roman oder auch in der Malerei und im Theater. Es ist ein bisschen unsere japanische *Saudade*, nur dass die damit verbundene Emotion doch eine andere ist. Sie trägt eine Art Resignation in sich, die Idee eines Schicksals, das man nicht beeinflussen kann. Man gibt einen Teil seines Selbst hin, an die Sache, die Welt, die Schönheit und das Herz des geliebten Wesens. Das Herz, das *Nagori* erlebt, ist ein großzügiges, ja ein mutiges Herz: Es hat keine Angst, sich selbst an diese winzigen, nicht unbedingt dramatischen, aber sehr zerbrechlichen und zarten Dinge zu verschenken, aus denen unser Leben sich zusammensetzt.

Es versteht sich von selbst, dass sich *Nagori* auch dem Bereich nicht entzieht, um den es mir hier geht: die Nahrung, so eng mit der Natur und den Jahreszeiten verbunden.

Wenn wir *Nagori* für eine saisonale Frucht verwenden, dann betrauern wir die zu Ende gehende Jahreszeit, und der Geschmack der Frucht spiegelt uns diese wider, verkörpert sie sogar oder, genauer ausgedrückt, die Jahreszeit »an ihrem Lebensende«. Auf der Schwelle der Jahreszeiten, oder aber wenn die nächste Jahreszeit schon begonnen hat,

verbringen wir noch einen Augenblick mit dieser übriggebliebenen Frucht und denken, noch im Abschiednehmen, an die vergangene Jahreszeit zurück, während die Wehmut uns schon die Kehle zuschnürt.

Mag die *Nagori*-Frucht auch nicht mehr so saftig sein wie die *Sakari*-Frucht, auch nicht so knackig wie die frühe, die *Hashiri*-Frucht, so hat sie dafür an Reife und an Tiefe gewonnen. Im System der vier Jahreszeiten, das, wie im Westen auch, häufig als Allegorie des menschlichen Lebens interpretiert wird, hat jede Jahreszeit ihr eigenes Leben. *Nagori* kommt am Ende der Jahreszeit, am Lebensende der Jahreszeit.

In einem *Nagori*-Gericht kommt durch die Verbindung mit den Produkten der Natur etwas ins Spiel, das nicht einfach nur dem Geschmack zuzurechnen ist. Wir werden zum Gegenüber der Jahreszeit, die sich von uns verabschiedet oder die wir unsererseits verlassen, und mit jedem Bissen lagern sich die Spuren des Erinnerns ab, wie die Wellen am Strand.

[...]

Welches *Nagori* trifft uns härter,  
Wenn der Frühling geht  
Oder die Blüten?  
(Fushimi'in)

Auf dem Rückweg so früh  
Im Frühlingsnebel  
Mein Gedanke gilt dem *Nagori*, der Trennung ...  
(Suketada Kadenokôji)

Im Frühlingsnebel  
Erschien mir das *Nagori*  
Rauch des eingeäscherten Leichnams  
Doch an diesem letzten Frühlingstag  
Muss ich sogar diesen Himmel verlassen  
(Yoshitsune Fujiwara)

Der Brauch des *Omiokuri* überrascht westliche Besucher in Japan oft. Es handelt sich darum, eine Person, die abreist, zu begleiten, wie es in vielen anderen Kulturen und wie es seit jeher in den Bahnhöfen und Häfen der Welt praktiziert wird. In Japan geht es aber nicht nur um die großen Reisen und Abschiede. Im Augenblick bin ich gerade in Japan, und meine Mutter steht jeden Morgen, wenn ich das Haus verlasse, auf der Türschwelle und winkt mit der Hand, bis ich um die Ecke gebogen bin. In den traditionellen Restaurants in Kyôto kommen der Küchenchef und die Inhaberin jedes Mal mit vor die Tür, wenn ein Gast das Lokal verlässt, und winken ihm solange nach, bis er außer Sichtweite ist. *Omiokuri* bedeutet: »mit dem Blick (*mi*) begleiten (*okuru*)«.

Jedes Mal, wenn ich meinen Großvater besuchte, begleitete er meinen Aufbruch mit *Omiokuri*, bis ich den Hang hinaufgegangen war und wir uns nicht mehr sehen konnten. Es ist der Blick, der die Bindung zwischen zwei Menschen verlängert, auch wenn sie sich getrennt haben.

Liegt es daran, dass wir Japaner keine andere Geste haben, wie zum Beispiel einen Kuss, um die Trennung zu unterstreichen? Jedenfalls hinterlässt die Trennung eine Spur, wie einen Kometenschweif; und unter das Kapitel wird nicht einfach abrupt ein Schlussstrich gezogen.

Mein längstes Omiokuri war wohl das für jemanden, der in der Nähe des Friedhofs von Montparnasse wohnte. Wir hatten uns direkt nach einem gemeinsamen Spaziergang im Viertel um den Boulevard Raspail getrennt. Die Person nahm einen Weg zwischen den Friedhofspartellen, ihre Silhouette wurde kleiner und kleiner, ehe sie langsam verschwand. Ich musste an die untergehende Sonne denken, oder vielleicht war es ja die untergehende Sonne, die ich einst in Rom von der Terrasse der Villa Medici aus betrachtete, die in mir all die bis dahin erlebten Omiokuri-Abschiede wieder wachrief. Die Sonne geht unter, bis sie fast nicht mehr erkennbar ist, unwiderruflich, genau wie die Jahreszeit. Sobald die Sonne hinter der Horizontlinie verschwindet, bleibt ihr Licht, gleichwohl immer schwächer, wie ein anhaltendes Bild auf der Netzhaut, und leuchtet noch einige Minuten lang.

Es müssen aber nicht immer Menschen sein; manchmal kann uns auch ein Ort begleiten. Wenn Sie den Zug, das Boot oder das Auto nehmen und sehen, wie sich die Landschaft, die Sie gerade verlassen, entfernt, spüren Sie dann nicht manchmal, dass diese Berge, dieser Hafen Sie noch eine Weile begleiten?

Keine Abreise, keine Trennung vollzieht sich in einem Augenblick. Auch wenn der Moment des Aufbruchs kaum eine Sekunde dauert, bleiben immer noch die Wellen, das Licht, das die gemeinsam verbrachte Zeit hinterlassen hat.

Der Maler Pierre Soulages hat 1984 in einem Interview mit France Culture über seine Japanreise berichtet und dabei den Raum eines Tempels beschrieben, insbesondere die in diesem Raum erlebte Klangerfahrung:

»Was mich an Klängen interessiert, ist natürlich die

Klangfarbe, alles, was einen Klang ausmacht, aber auch der imaginäre Raum, den der Klang erzeugt, die Art und Weise, wie dieser sich entwickelt. Das Schöne an dieser Bronzeglocke, irgendwo verloren in der feuchten Landschaft und in der Nacht, war die Art und Weise, wie sie sich in den Raum ergoss, wie der Klang sich immer mehr auflöste. [...]

Wir nahmen an der Andacht teil. Die Gebete wurden von verschiedenen Glocken untermalt. Eine von ihnen erinnerte an eine riesige Schelle, eine andere an eine Vase, die auch wie eine Vase mit der Öffnung nach oben aufgestellt war, und eine weitere kleinere. Die größte hatte einen viel tieferen Klang als die anderen, und sie wurden alle mittels eines mit einem Tuch umwickelten Stocks angeschlagen. All diese verschiedenen Klänge rhythmisierten das Gebet. Besonders einer wurde ab einem gewissen Punkt immer schneller. Außerdem hörte ich während des Gebets, kurz vor Schluss, meinen Namen aus Worten heraus, die ich nicht verstand. Es war der Mönch, der Segenswünsche an mich richtete, glaube ich. Dann endete das Gebet, die Worte wurden immer langsamer und verebbten ganz. Dies verband sich für mich mit dem Klang jener Glocke in der Nacht, der uns zurückließ, der von uns wegstrebte und eine unermessliche Weite schuf. Wie dieses Gebetsende suggerierte sie eine Ewigkeit, auch eine Beziehung von Zeit und Raum.«<sup>4</sup>

Was diese Klänge in Soulages auslösten, entspricht genau dem, was man empfindet, wenn man ein Stück der letzten Frucht der Saison in den Mund nimmt. Der Nagori-Geschmack kündigt schon den nahenden Abschied der Frucht an, bis zu ihrer Wiederkehr im nächsten Jahr. Man kostet sie sehr sorgsam, als wollte man ihren Geschmack solange wie möglich am Gaumen behalten. Dann nach und

nach verflüchtigt sich dieser wie der Klang der Glocke. Wir begleiten sein Verschwinden, wir spüren, dass Frucht und Geschmack sich in unserem eigenen Körper verteilt haben. Wir bleiben für einen Moment still, als wollten wir nachspüren, ob wir uns im Auseinandergehen nicht doch auch vereint haben.

1 Der Titel des Buches von Kazuo Ishiguro, *The Remains of the Day* (auf Deutsch: *Was vom Tage übrig blieb*), lautet in der japanischen Übersetzung *Hi no nagori* (Nagori des Tages).

2 Um diese Bedeutung auszudrücken, gibt es noch einen anderen Begriff: *katami*, was so viel heißt wie »das, an was uns die Person (das Gesicht: *kata*) erinnert, wenn man sie betrachtet (*mi*)«.

3 *Kokoro-nokori*, »sein Herz verlieren«, der Ausdruck, der das Bedauern bezeichnet, lässt sich hingegen nicht auf Dinge oder Naturphänomene beziehen; sein Sinn ist grundsätzlich homozentristisch und viel enger gefasst.

4 Interview mit Jean-Claude Bringuier für die Sendung »Documentaire d'été«, Aufnahme vom 1. Januar 1984, ausgestrahlt am 27. und 28. August 1984 auf France Culture.

## Sandra Newman Himmel



**Sandra Newman**

**Himmel**

Roman

Aus dem Englischen von Milena Adam

---

Das New York der Zweitausender: Die erste grüne Präsidentin der USA feiert ihren Siegeszug, die Gesellschaft gibt sich offen und integrativ, die Sommerabende sind lau und die Stadt zeigt sich von ihrer schönsten Seite. Ben und Kate, die sich gerade ineinander verliebt haben, blicken mit Optimismus in die Zukunft. Alles wäre wunderbar, wären da nicht immer noch diese Anomalien: Seit ihrer Kindheit führen Kates wiederkehrende Träume sie ins mittelalterliche England. Pest und Verderben suchen das Land heim und sie wird nicht nur von düsteren Visionen geplagt, sondern auch von einem geltungssüchtigen Dichter namens William Shakespeare. Immer wieder bekniet er sie, einen berühmten Schriftsteller aus ihm zu machen, damit man sich in der Zukunft, aus der sie schließlich kommt, an ihn erinnere. Seit sie Ben kennengelernt hat, werden die Träume intensiver. Und auch ihre Umgebung in New York verändert sich plötzlich. In ihrer Wohnung hängen Bilder, die sie noch nie gesehen hat, und in der Nachbarschaft scheinen über Nacht völlig neue Gebäude zu wachsen.

---

**Sandra Newman**, 1965 in Boston, Massachusetts, geboren, lebte 20 Jahre in London, bevor sie in die USA zurückkehrte, wo sie Kreatives Schreiben unterrichtet. Zuletzt erschien bei Matthes & Seitz Berlin ihr Roman *Ice Cream Star* (2019).

**Milena Adam**, 1991 in Hamburg geboren, übersetzt und dolmetscht aus dem Französischen und Englischen.

---

Erscheint am 2. September 2020

Ca. 220 Seiten

Gebunden

Ca. 20,00 € (D)

ISBN 978-3-7518-0008-2

Auch als E-Book erhältlich

## I

Ben lernte Kate bei einer Party kennen. Die Gastgeberin war reich; er kannte sie nicht persönlich. Es war eine jener Partys, wo niemand die Gastgeberin kannte. Er war mit einer Arbeitskollegin der Cousine der reichen Gastgeberin gekommen, die er sofort im Gedränge verloren hatte. Ursprünglich war ein Abendessen geplant gewesen, doch die Einladungen hatten sich verselbstständigt, waren wie eine Epidemie von Freunden an Freunde weitergereicht worden, und schließlich gab es an die hundert Zusagen. Also öffnete die reiche Gastgeberin beide Etagen, machte Bowle statt Risotto und bestellte tausend Teigtaschen von einem chinesischen Restaurant. Es war August, und man musste den Dingen ihren Lauf lassen. Alle waren damals in ihren Zwanzigern, somit war das ihre Einstellung.

Auf der Party wurde viel Französisch gesprochen, ruhige Unterhaltung erfüllte die Räume; es war eine Party mit zur Nacht geöffneten Fenstern, mit Leuten, die auf dem Boden saßen und sich unterhielten. Die Festbeleuchtung bestand überwiegend aus kleinen solarbetriebene Lichtern, die die reiche Gastgeberin den ganzen Tag über zum Aufladen an die Feuertreppe gehängt hatte, um sie dann an den Wänden anzubringen. Das Licht spiegelte sich weich in den schweren Gläsern, in die der Wein geschenkt wurde. Es gab nicht einmal Musik. Die reiche Gastgeberin sagte, dass

sie davon Alpträume bekäme. New York City – alle machten gerade ein Praktikum bei Condé Nast oder irgendeinem Fernsehsender oder der UN. Alle waren ein bisschen verliebt ineinander; wir schreiben das Jahr 2000 im wohlhabenden Westen.

Ben sprach an jenem Abend mit einem Dutzend junger Frauen. Er war nicht ernsthaft auf Partnersuche. Er hatte einen Job und promovierte, insofern hatte er keine Zeit für emotionalen Aufwand. Trotzdem war es nett, hier und da ein bisschen zu flirten, die Macht zu spüren, die damit einherging, attraktiv und über eins achtzig groß zu sein. Ein Abend der offenen Körperhaltungen und sich öffnenden Lippen; eine so wohlige Seligkeit, als würde man auf einer Treppe in die Lüfte emporsteigen.

Um ein Uhr morgens stieg er in den Aufzug, um Zigaretten holen zu gehen. Kate stand draußen auf der Eighty-Sixth Street, mit dem Hund der reichen Gastgeberin, der Gassi musste. Sie trug ein locker sitzendes Kleid, das nicht wie ein Partyoutfit aussah; zunächst war er sich nicht sicher, ob sie zu der Party gehörte. Dann erkannte er den Hund, Terriermischling mit einem Hauch Dackel, langgestreckt und zottelig. Süß. Ben blieb stehen, um den Hund zu streicheln.

Er ging los und kaufte seine Zigaretten. Als er zurückkam, stand Kate noch immer an der selben Stelle. Er blieb stehen um zu rauchen. Fünf Minuten lang redeten sie zusammenhangsloses Zeug, dann war es, als würde ein Schalter umgelegt. Der Straßenlärm verstummte. Sie lächelten einander wortlos an. Schon in diesem Moment begann das seltsame Gefühl.

Kate sagte: »Wie heißt du?«

»Pedro«, sagte Ben.

Sie lachte. »Ach, ich hab dich schon gefragt, oder? Du hast was anderes gesagt.«

»Nein.« Er lächelte albern. »Ich glaube nicht, dass du mich gefragt hast.«

»Doch, aber ich weiß nicht mehr, was du gesagt hast.« Sie nickte dem Hund zu. »Ihren Namen habe ich auch vergessen. Wenn wir jetzt aus der Stadt raus fahren, irgendwo anders hin, würde niemand euch kennen, ihr hättet keine Namen.«

»Ich könnte Pedro sein.«

»Nein, ich weiß, dass du nicht Pedro bist.«

»Ich könnte Rumpelstilzchen sein.«

»Abgemacht.«

Er lachte, sie jedoch nicht. Sie stand einfach da, lächelte ihm ihr Wohlgefallen zu. Er rauchte seine Zigarette zu Ende. Dann hätte er zurück zur Party gehen sollen, aber er war außerstande. Es war sonderbar.

Und sie unterhielten sich eine Weile über den Hund und darüber, wie es wäre, nach Südamerika durchzubrennen, über das Boot auf dem sie leben und die Schmuggler, denen sie begegnen würden, und die Sonnenuntergänge über dem türkisfarbenen Meer, wo Blaukrabben über den Strand krabbelten, und es fühlte sich an, als seien sie noch jünger als ohnehin, als würden sie noch nicht arbeiten.

Kate hatte ungarisch-türkisch-persische Wurzeln: Drei romantische, aber unpraktisch veranlagte Stämme; drei Völker, die ihre Weltreiche verspielt hatten. Ihre Vorfahren trugen Juwelen im Bart, schwangen im vollen Galopp die Schwerter. Bei ihnen habe es entweder Opiumhöhlen oder Stalinismus gegeben, nichts dazwischen; das hatte Kate gesagt und über sich selbst gelacht.

Ben war halb bengalisch, halb jüdisch. Das hätte eine interessante Mischung sein können, die Realität war eher unspektakulär. Seine Vorfahren waren Rabbiner, Ladenbesitzer, Anwälte gewesen; in Ben stieg die Ahnung auf, dass das im Vergleich zu ihr uncool wirken könnte, und er musste dieses Gefühl bewusst unterdrücken. Er sagte: »Meine Familie hat nie die Schwerter geschwungen, aber ich bin jederzeit bereit, es auszuprobieren.«

Sowohl Ben als auch Kate hatten einen dunklen Teint, schwarze Augen und Adlernasen; sie sahen aus wie Angehörige ein- und desselben undefinierbaren Stammes. Sie kommentierten diese Ähnlichkeit mit selbstironischen Ausdrücken wie »beige« und »Zinken«, und freuten sich dermaßen darüber – über nichts –, dass sie begannen, mit dem Hund in Richtung Downtown zu laufen. Der Hund war ebenfalls beige. Ben machte sie darauf aufmerksam, und sie blieben stehen und hockten sich hin, um ihre Arme mit seinem Fell zu vergleichen; dabei berührten sie sich zum ersten Mal. Der Hund leckte ihre Hände ab und verhinderte, das mehr passierte. Dennoch hatte es definitiv einen Funken gegeben.

Auf dem Weg zurück zur Wohnung tauschten sie jene Informationen aus, die man in sein Profil auf Datingportalen schreibt. Es fühlte sich an, als würden sie nachträglich den Papierkram für eine Sache erledigen, die sie unter der Hand bereits beschlossen hätten. Und dann, im Aufzug, als sie allein waren, sehnte Ben sich danach, sie zu küssen. Sie lächelte zur Tür hin, unküssbar, und strahlte den Gedanken an Sex aus. Sie traten hinaus, sie ließ den Hund von der Leine und hängte die Leine an die Garderobe. Ohne ein Wort gingen sie auf den Balkon.

Es war schon jemand dort – der Dauergast der reichen

Gastgeberin, ein älterer Neuseeländer, mit dem Kate bekannt war und der später in ihrer beider Leben eine wichtige Rolle spielen sollte. Zu diesem Zeitpunkt aber verschwendete Ben kaum einen Gedanken an ihn. Seine Anwesenheit bedeutete nichts weiter, als dass er nicht mit Kate allein war. Der Neuseeländer erzählte von einem Garten, an dem er gerade arbeitete; er war Gartengestalter und nach New York gekommen, um jemandem, der sehr reich war, einen Garten anzulegen. Ben lauschte seinem Akzent und betrachtete ihn hauptsächlich als nützliche Unterbrechung, ein Mittel, das es ihnen ermöglichen würde, die nächste Stufe etwas sanfter zu erreichen.

So standen sie also auf dem windigen Balkon, die Lichter New Yorks breiteten sich wie ein Sternenhimmel unter ihnen aus. Richtige Sterne gab es kaum zu sehen, und sie leuchteten nur blass. Von diesem Standpunkt aus wirkte die Stadt strahlender und komplexer als der Kosmos; tatsächlich schien der Kosmos gewöhnlich, wie ein gerahmter Druck, der nur deshalb an der Wand hing, weil sie ohne ihn falsch aussähe. Es muss Bilder geben und es muss einen Kosmos geben, auch wenn niemand sie betrachtet. Und Ben sah verstohlen zu Kate und wünschte sich, er könnte ihr all das sagen; er war überzeugt, dass sie ihn verstehen würde.

Sie hatte eine längliche Nase und längliche, humorvolle Augen, einen vollen, lippenstiftroten Mund. *Persisch*, sagte er in Gedanken wie berauscht, *persisch*. Mit Absätzen war sie genauso groß wie er. Voll und rundlich, wie eine Katze mit viel Fell. Sie hielt sich unheimlich gerade, als würde sie niemals schlaff oder mit krummem Rücken an ihrem Schreibtisch sitzen. Sie lehnte sich nicht einmal ans Balkongeländer, sondern stand mit am Körper herab-

hängenden Armen da. Schwerelos. Eine königliche Haltung. Persisch.

Draußen erzählte sie ihm, dass sie Künstlerin sei – »Arbeiten auf Papier« –, und ihren Kunst-Bachelor am Pratt Institute abgebrochen habe.

»Wenn es etwas wie Geologie gewesen wäre, dann vielleicht«, hatte sie gesagt (weil er ihr erzählt hatte, dass er einen Abschluss in Geologie habe, obwohl er eigentlich Lyriker sei – publiziert, hatte er hastig hinzugefügt. Sie eilte ihm zur Hilfe: »Also ich lese Lyrik.« Er sagte: »Wirklich?« Sie sagte: »Ich bin gerade an Apollinaire dran«, und zitierte Apollinaire auf Französisch, als wäre das für eine gescheiterte Kunststudentin vollkommen selbstverständlich. Danach hatte sie angefügt: »Mein Französisch ist furchtbar, tut mir leid«, und er hatte dummerweise mit »Ich auch nicht« geantwortet, weil er so enorm abgelenkt war und plötzlich in Begriffen der Liebe dachte.)

»Wir sollten zurück zur Party«, hatte sie gesagt, und die Welt erkaltete. Wie war er so schnell an diesen Punkt gelangt?

Und jetzt der windige Balkon, die überflüssigen Sterne, die Stadt als Mysterium glitzernder Türme. Kate und der Neuseeländer unterhielten sich über die Theorie der »Großen Männer der Geschichte«, der zufolge menschlicher Fortschritt von Menschen der Superlative wie Sokrates oder Mohammed abhing, die eigenhändig die Welt veränderten. Kate verteidigte diese Ansicht, während der Neuseeländer sich darüber lustig machte und nicht glauben wollte, dass es ihr ernst war. Er sagte: »Wie kann jemand so viel besser sein als die anderen? Wir sind uns doch von der Biologie her alle total ähnlich.«

»Sie müssten nicht so viel besser sein«, sagte Kate. »Es

kommen ja noch die äußeren Umstände hinzu, da kommt dann alles zusammen, wie bei allen ungewöhnlichen Vorkommnissen, einem Supervulkan oder schweren Erdbeben.«

Sie sah Ben an.

Ben sagte: »Schwere Erdbeben sind nicht so ungewöhnlich.«

»Ben ist Geologe«, erklärte Kate dem Neuseeländer.

»Aber ist er ein großer Geologe?«, sagte der Neuseeländer.

Kate lachte. Ben lachte auch, obwohl er sich fragte, ob dieser Seitenhieb seinem Ansehen bei Kate schaden würde. Der Neuseeländer verkündete, er wolle sich noch etwas zu trinken holen, und verschwand. Plötzlich raste Bens Herz. Bruchstücke des Apollinaire-Verses, den sie zitiert hatte, gingen ihm durch den Kopf: *mon beau membre asinin ... le sacré bordel entre tes cuisses* (mein dummer, schöner Schwanz ... das heilige Bordell zwischen deinen Schenkeln). Als sie das gesagt hatte, war es ihm auf jeden Fall wie ein Flirt vorgekommen. Doch vielleicht hatte sie wirklich nur Apollinaire im Sinn gehabt.

Jetzt lächelte Kate ihm vage zu und blickte zu den Fenstertüren hinter ihnen. Ihr Gesicht fing das Licht ein und es legte einen Schimmer auf ihre ebene Wange. Eine neue Entschlossenheit erschien in ihrem Blick – einen schrecklichen Moment lang dachte er, sie würde ihn hier draußen stehenlassen. Doch sie wandte sich ihm wieder zu, lächelte wunderbar, und sagte: »Ich habe den Schlüssel für die Dachterrasse. Ich schlafe auf dem Dach, vielleicht wäre das ja auch was für dich.«

Er nickte, atemlos, während sie ihm erklärte, dass Sabine (die reiche Gastgeberin) eine gute Freundin von ihr sei.

Kate schlafe häufiger auf dem Dach. Sie habe dort oben eine Luftmatratze liegen. »Sie hat einen Mechanismus, mit dem sie sich selbst aufbläst«, sagte Kate und machte eine Handbewegung, die den Mechanismus darstellen sollte.

Er lachte, ihm war ganz schwindlig. Er wiederholte die Bewegung, und Kate nahm ihm beim Ärmel, einfach so, und führte ihn zurück zur Party. »Ich frage Sabine, aber sie hat bestimmt nichts dagegen.«

Eine herrliche Brise ging durch die Wohnung, die zwei Stockwerke und zwölf Zimmer hatte und dem Onkel der reichen Gastgeberin gehörte; sie beherbergte seine Sammlung afrikanischer Trommeln, aus diesem Grund (irgendwie war diese Information zu jedem durchgedrungen) musste die Klimaanlage immer eingeschaltet und alle Fenster geschlossen sein, ansonsten würde die Luftfeuchtigkeit den Trommelhäuten schaden. Vermutlich kamen sie aus einem trockenen Teil Afrikas oder müssten eigentlich regelmäßig von einer Riege längst ausgestorbener Handwerker neu bezogen werden, deren Nachfahren Ingenieure oder Postangestellte geworden waren. Jedenfalls waren die Fenster aber geöffnet, die Klimaanlage ausgeschaltet, und alle betrachteten die Trommeln, sprachen über sie, im vollen Bewusstsein, dass die Party ihre Lebensdauer verringern würde.

Auch Ben erschienen die Trommeln nun als Opfergabe für das, was auch immer dieser Abend bedeuten sollte.

Sie fanden Sabine, die reiche Gastgeberin, im Gespräch mit drei Männern, die alle wesentlich größer waren als sie, was es so aussehen ließ, als stünde sie in einem Hain aus Männern. Sie sprachen Französisch und gestikulierten auf eine Weise, die Ben sehr französisch vorkam. Sabine war

sehr blond und ähnlich gebaut wie Kate, wobei ihre Kurven nicht aufreizend, sondern plump wirkten. Sie sah nicht reich aus; eher unglücklich und intelligent. Als Kate ihre Bitte vorbrachte, runzelte Sabine missvergnügt die Stirn, als sei dies eine weitere aus einer langen Reihe unmöglicher Forderungen, und sagte: »Meinetwegen. Mir doch egal.«

»Mir nicht«, sagte Kate, ging der Sache aber nicht weiter nach. Sie lächelte Sabine an, lächelte Ben an, und die drei großen Männer, die verschwörerisch zurück lächelten.

»Ich will keine Umstände machen«, sagte Ben.

Da veränderte sich Sabines Ausdruck. Sie grinste, zauste Kate das Haar und sagte zu Ben: »Du wirst keinen Ärger machen müssen, wenn du mit ihr hier schläfst. Das ist ihr Spezialgebiet.«

Kate lachte fröhlich und sah Ben an, als hätte sie ein Kompliment erhalten. Die drei Männer sahen allesamt zu Kate, betrachteten sehnsüchtig drei verschiedene Teile ihres Körpers. Sabine sagte: »Viel Spaß«, wandte sich entschieden wieder den drei Männern zu und nahm das vorangegangene Gespräch wieder auf. Widerstrebend lösten sie ihre Blicke von Kate.

Also nahm Ben sie mit wie eine Trophäe, die er für den Sieg über die drei Männer erhalten hatte, oder – anders betrachtet – folgte ihr bereitwillig die Treppe hinauf, in vollkommener und anhaltender Hörigkeit.

Die Dachterrasse war aus hellem Massivholz und eingefasst von einem schlichten gusseisernen Geländer. Es gab einen Grill, einen Picknicktisch und hölzerne Gartenstühle. Ben erkannte kein Zeichen von Reichtum, wobei er auch nicht sicher war, was er erwartet hatte. Einen Brunnen? Es

gab Gartengerät, aber keinen Garten, nur eine Reihe von Topfpflanzen vor dem Geländer – genauer gesagt mehrere Exemplare ein- und derselben Pflanze, ein struppiges helles Grasgewächs mit einem leichten Violetstich. Die Luftmatratze, ein grünes Quadrat aus Planenstoff ohne Laken oder Decken, lag neben diesen Pflanzen. Sie war bereits aufgepumpt, und Kate setzte sich ohne zu zögern darauf, blickte Ben voller Ernst an, als wolle sie ihn auffordern, an einem großen Moment teilzuhaben.

Er kam zu ihr und setzte sich. Seine aufwallende Lust war verschwunden. Er rechnete ohnehin damit, dass sie sich noch dreißig Minuten unterhalten würden, bevor irgendetwas passierte, Und tatsächlich begann Kate, über das Gras in den Töpfen zu reden – es handele sich um eine bedrohte Art, deshalb sei die Dachterrasse für die Partygäste verschlossen geblieben und möglicherweise sei das auch der Grund, warum Sabine die Idee, Ben aufs Dach zu lassen, nicht mit Begeisterung aufgenommen habe, denn das Grasgewächs sei illegal. Ein Freund des Neuseeländers, ein Bergbau-Manager, habe es in seinem Firmenjet geschmuggelt. Es sei verboten, das Gras außer Landes zu bringen, wobei es in diesem Falle dazu beitragen solle, das Gras vor dem Aussterben zu bewahren, ein Schicksal, dass ihm in seiner – vom Bergbau verwüsteten – Heimatregion in Argentinien bald bevorstünde. Auch die Topferde stamme aus Argentinien. So etwas passiere Sabine einfach – auf einmal fiele es ihr zu, geschmuggelte Gräser zu hegen.

Ben betrachtete pflichtschuldig die Gräser, die – wie er nun bemerkte – in zwei unterschiedlichen Arten von Töpfen wuchsen. Manche waren gewöhnliche Tontöpfe, manche waren grüne Zelluloidtöpfe, die in ihrer Form Tontöpfe imitierten. Er machte Kate darauf aufmerksam,

und sie runzelte sofort die Stirn und äußerte ihre Besorgnis über die Gräser in den Zelluloidtöpfen.

»Ich glaube, dem Gras ist es egal«, sagte Ben. »Gras ist nicht besonders empfänglich für Ästhetik.«

»Nein, es hat bestimmt Einfluss auf die Erde.«

»Der ist so minimal, dass es sicher keinen Unterschied macht«, sagte Ben mit der Selbstsicherheit eines Mannes mit naturwissenschaftlichem Hochschulabschluss.

»Auch die winzigen Unterschiede sind wichtig. Es könnte einen Schmetterlingseffekt geben.«

»Oh nein, nicht der Schmetterlingseffekt«, sagte Ben spöttisch.

Doch sie beharrte darauf, dass Pflanzen komplexe Systeme seien, genau wie das Wetter; es könne jederzeit zu einem Schmetterlingseffekt kommen. Er widersprach und behauptete, dass eine Pflanze nicht sonderlich komplex sei; ein Gras bestünde nicht aus Millionen von Zellen, sondern lediglich aus tausenden, und die meisten glichen sich exakt. Sie widersprach seinem »exakt« – sie könnten sich nicht exakt gleichen. Er sagte: »Tja, wenn du meinst.« Sie lachten. Dann griff sie nach seiner Hand, was ihn plötzlich erschauern ließ. Er war gezähmt. Er war beeindruckt.

Sie sagte: »Ich habe dich nicht mit hochgenommen, um Sex zu haben. Ich hoffe, du hast das nicht missverstanden.«

»Oh, natürlich nicht«, log er, »ich habe nichts dergleichen erwartet.«

»Vielleicht könnten wir ja nächstes Mal Sex haben.«

»Okay.«

»Ich meine, ich will dich nicht abweisen.«

»Ja«, sagte er, ein wenig heiser, »weis mich nicht ab.«

»Werde ich nicht«, sagte sie. »Tu ich nicht.«

Sie schwiegen eine Minute lang. Er überlegte, was wohl

die Parameter von »kein Sex« seien. Er dachte über den Schmetterlingseffekt nach, und wie er sich auf das Verliebtsein auswirkte, die kleinen Unterschiede zwischen einer Frau und einer anderen, die eine lebensverändernde Verkettung von Ereignissen zur Folge hatten. Er sah zu den Gräsern und beschloss, dass es besser sei, ihr nichts davon zu erzählen.

Dann sagte er und klang dabei zum ersten Mal nervös: »Erinnerst du dich an deine Träume?«

Das war das Letzte, das geschah, bevor er sie küsste. Er strich über ihre Wange, ihre Haut puderverweich, so wunderschön, dass es schon grotesk war. Die ganze Welt strömte in seinen Kopf, mit ihren violett gefärbten Gräsern und ihrem schwarzen Haar, und durch beide fuhr anmutig der Wind und brachte den Duft des Himmels. Und als sie sich nebeneinander legten, passten ihre Körper auf unheimliche Weise zusammen, sie griffen ineinander; dann jedoch begannen sie, sich zu bewegen, passten sich wieder einander an, schlossen sich an, und der Strom floss zwischen ihnen. Dann lag er stundenlang wach, während Kate ruhig, ganz natürlich in seinen Armen schlief. Sein ganzes Leben lang würde er sich daran erinnern: an diesen berausenden Moment nicht nur der ersten Liebe, sondern auch der universellen Hoffnung, jenen Sommer, als Chen die Präsidentschaftsvorwahlen in einer Welle utopischer Begeisterung für sich entscheiden konnte, als die Treibhausgasemissionen erstmals drastisch zurückgegangen und die Jerusalemer Friedensverträge unterzeichnet worden waren, als die Vereinten Nationen ihre Millenniumsziele zur Bekämpfung der Armut noch übertroffen hatten, als es sich angefühlt hatte, als könnte sich noch alles zum Guten wenden. Er

konnte all das wieder heraufbeschwören, indem er sich diese Luftmatratze ohne Bettlaken ins Gedächtnis rief, das vom Aussterben bedrohte Gras, das über ihren Köpfen aufragte und sich im Wind wiegte, die Sterne wie Staubzucker. Ohne Bettzeug strich der Wind direkt über seinen Körper, über seine bloßen Arme. Weit unter ihnen war der Verkehr zu hören, leise wie ein Gedanke. Hin und wieder wallte eine Sirene auf, wie eine zarte rote Linie, die über den Himmel rollte und wieder verebbte. Kate murmelte im Schlaf und trat mit den Füßen. Jedes Mal wieder war es hinreißend und er staunte. Im Morgengrauen schlief er ein, während er noch Pläne ersann, wie er sie dazu bewegen könnte, bei ihm zu bleiben.

## 2

In dem Traum schlief Kate.

Sie schlief, aber nicht dort, wo sie eingeschlafen war. Der Ort unterschied sich von allen Orten, die sie je gesehen hatte, obwohl er ihr im Traum vertraut war. Sie kannte das Bett, das Haus, die große Stadt. Sie musste nicht überlegen, wo sie sich befanden. Doch es war nicht Kate, die sie kannte. Es war die Person, als die sie schlief.

Oft träumte sie im Traum – oder die Person, als die sie schlief träumte. In diesen Träumen kamen meistens Pferde vor, auf denen sie ritt, die buckelten und drohten, sie abzuwerfen, oder die unheimlich in den Himmel aufstiegen; manchmal spielte sie ein Saiteninstrument, dessen Saiten rissen und gegen ihre Finger peitschten. Einmal schien sie zu wissen, dass ein Mann in ihrem Traum-im-Traum ihr Vater war, doch sein Gesicht blieb verschwom-

men; natürlich hätte sie ohnehin wissen müssen, wie ihr Vater aussah. Da es aber nicht Kates Vater war, wusste sie es nicht. Sie hatte nie erfahren, wie er aussah; sie verfügte nur über das vage Wissen, dass er tot war.

Manchmal näherte sie sich dem Aufwachen als diese andere Person an diesem anderen Ort, und ihr wurde bewusst, dass sie nackt unter schweren Decken lag, die Luft angenehm kühl auf ihrem Gesicht. Irgendwo juckte es sie. Da war eine gewisse Enge – das Bett schien von irgendetwas umschlossen –, und eine Vielfalt von Gerüchen. Irgendwo erklang die Altstimme einer Taube und brachte ihr müßige, zusammenhanglose Träume von Kuchen. Dann kämpfte Kate gegen den Schlaf an, doch die Person war müde, todmüde, wie von schwerer körperlicher Arbeit, erschöpft wie Kate selbst es niemals war. Also konnte sie nicht anders, als selig wieder in tiefen Schlaf zu fallen.

In dem Traum war Kate von einer zauberhaften Freude ergriffen. Die Person fühlte Furcht, Ärger und Sorge, aber selbst diese waren ein Wunderland der Empfindungen, wie eine Reihe schöner Farben. Wenn Kate erwachte, hielt dieses Gefühl auch in Hinsicht auf das wahre Leben noch ein paar Minuten an.

Kate hatte den Traum zum ersten Mal gehabt, als sie noch ein Kind gewesen war. Anfangs träumte sie ihn nur einige Male im Jahr, nun aber hatte sie ihn fast jede Nacht. An jenen Morgen, nachdem sie den Traum gehabt hatte, fühlt sie eine besondere, erhabene Wichtigkeit – als wäre der Traum eine geheime Mission, von dem das Schicksal von Millionen Menschen abhängen würde; als läge in ihm der Schlüssel zur Rettung der Welt verborgen.

## **César Aira** **Die Wunderheilungen des** **Doktor Aira**



**César Aira**

**Die Wunderheilungen des Doktor Aira**

Aus dem Spanischen von Christian Hansen

---

Doktor Aira ist kein gewöhnlicher Arzt. Der verarmte, alleinstehende Mann Mitte vierzig ärgert sich über vieles. Auch der Umstand, dass er Wunder vollbringen kann, bringt ihm keine Freude. Ganz im Gegenteil: So richtig glaubt er nämlich gar nicht mehr an Wunder, ja, ein bisschen schämt er sich sogar für seine übernatürliche Gabe. Und wäre da nicht sein Erzfeind Doktor Actyn, Chefarzt für Inneres am Hospital Piñero, der nicht müde wird, Dr. Aira als Scharlatan zu beschimpfen, hätte er vielleicht gar keine Verwendung mehr dafür. Doktor Aira mag ein Meister der paranormalen Medizin sein, doch der Sprachmagier César Aira lässt den allzu menschlichen Wunderheiler in diesem magischen Buch in eine ganz gewöhnliche Falle tappen. Wird Doktor Aira es schaffen, sich gegen Actyn zu behaupten? Und wenn ja, mit welchen Mitteln?

---

**César Aira**, 1949 in Coronel Pringles geboren, veröffentlichte bisher über 80 Bücher: Romane, Novellen, Geschichten und Essays. Darüber hinaus übersetzt er aus dem Englischen, Französischen und Portugiesischen und lehrt an den Hochschulen von Rosario und Buenos Aires, wo er heute lebt. Aira gilt als einer der wichtigsten lateinamerikanischen Autoren der Gegenwart – und als ihr raffiniertester. 2016 wurde er mit dem Premio Iberoamericano de Narrativa Manuel Rojas ausgezeichnet. Seine Novellen erscheinen in Einzelbänden bei Matthes & Seitz Berlin.

**Christian Hansen**, 1962 in Köln geboren, ist Übersetzer aus dem Spanischen. Zu den von ihm übersetzten Autoren zählen u. a. Roberto Bolaño, Julio Cortázar, Alan Pauls und Sergio Pitlor.

---

Erscheint am 31. Juli 2020

Ca. 110 Seiten

Gebunden, mit Schutzumschlag

Ca. 16,00 € (D)

ISBN 978-3-7518-0001-3

Auch als E-Book erhältlich

I

Eines Tages fand sich Doktor Aira bei Morgengrauen flanierend auf einer von Bäumen gesäumten Straße eines Viertels von Buenos Aires wieder. Er litt unter einer Art Somnambulismus, und es geschah nicht selten, dass er in fremden Nebenstraßen wieder zu Bewusstsein kam, die er in Wirklichkeit gut kannte, da sie allesamt gleich aussahen. Sein Leben war das eines halb zerstreuten, halb aufmerksamen (halb ab- und halb anwesenden) Spaziergängers, der sich in diesem Wechselspiel seine Kontinuität erschuf, will sagen, seinen Stil oder, mit anderen Worten und um den Kreis zu schließen, sein Leben; und das würde so bleiben, bis sein Leben endete und er stürbe. Da er schon hart auf die fünfzig zugeht, konnte dieser nahe oder ferne Schluss in jedem Moment erfolgen.

Eine schöne Libanonzedern auf dem Gehweg vor einer präntiösen kleinen Villa reckte ihre stolze runde Krone in die rosagraue Luft. Um sie zu betrachten, blieb er stehen, von Bewunderung und Zärtlichkeit durchdrungen. Er hielt ihr in *pectore* eine kleine Ansprache, in der sich die Lobrede mit der Verehrung (der Bitte um Beistand) und kurioserweise auch einigen beschreibenden Aspekten mischte; ihm war nämlich bewusst geworden, dass die Verehrung mit der Zeit gern ein wenig abstrakt und automatisch ausfiel. In diesem Fall hatte er bemerkt, dass die Krone des Baums bloß und buschig zugleich war; man sah durch sie

hindurch den Himmel, dabei hatte sie doch Nadeln. Als er sich auf die Zehenspitzen stellte, um einen besseren Blick auf die unteren Äste zu erhaschen (er war sehr kurzsichtig), sah er, dass die Nadeln, die an olivgrüne Flaumfedern erinnerten, halb in sich zurückgekrümmt waren; vielleicht würden sie bald abfallen; es war schon Ende Oktober, und die Bäume piffen auf dem letzten Loch.

»Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass die Menschheit diesen Weg noch lange weiterverfolgen kann. Unsere Spezies hat auf diesem Planeten zu einer solchen Dominanz gefunden, dass sie schon keine ernste Bedrohung mehr fürchten muss, so als bliebe uns nichts anderes zu tun übrig, als weiterzuleben und uns nach Kräften zu amüsieren, ohne dass existenziell noch etwas auf dem Spiel stünde. Und in dieser Richtung schreiten wir weiter voran, sichern das schon Gesicherte. Und bei jedem Fortschritt oder Rückschritt, er mag noch so verhalten ausfallen, überschreiten wir unwiderruflich Schwellen, und wer weiß, welche wir schon überschritten haben oder gerade jetzt überschreiten. Überschreitungen, die die Natur zu einer Reaktion veranlassen könnten, wobei wir unter Natur das allgemeine Regelwerk des Lebens verstehen. Vielleicht ist ihr diese Frivolität, zu der wir gelangt sind, ein Dorn im Auge, vielleicht kann sie es nicht zulassen, dass eine Spezies, auch die unsere nicht, sich über ihre arteigenen Grundbedürfnisse erhebt ... Das ist meinerseits natürlich eine unzulässige Personifizierung, ich hypostasie und externalisiere Kräfte, die in uns selbst liegen, aber ich zumindest weiß, was ich meine.«

Was für Sachen, um sie einem Baum zu sagen!

»Nicht, dass ich irgendetwas prophezeien würde, schon gar keine Katastrophen oder Plagen, nicht mal deren sub-

tile Formen, keineswegs! Wenn meine Überlegung stimmt, spielen sich die Korrekturen innerhalb des Wohlbefindens ab, als ein Teil von ihm ... Wie, weiß ich nicht.«

Er war weitergegangen und hatte das Bäumchen schon ein ganzes Stück hinter sich gelassen. In gewissen Abständen blieb er erneut stehen und richtete einen hoch konzentrierten Blick auf irgendeinen Punkt der umliegenden Nachbarschaft. Es waren abrupte Stopps von rund einer halben Minute, die keiner Regelmäßigkeit zu folgen schienen. Nur er wusste, welchem Impuls sie gehorchten, und es war unwahrscheinlich, dass er es jemals irgendwem ver raten würde. Es waren Zwangspausen der Beschämung; sie koinzidierten mit der im gewundenen Verlauf seines müßigen Flanierens aufsteigenden Erinnerung an irgendeine Blamage. Nicht dass er an diesen Erinnerungen Gefallen fand, im Gegenteil; er konnte nicht verhindern, dass sie plötzlich durch die Dünung seiner Gedanken an die Oberfläche traten. Ihr Auftauchen besaß eine solche Wucht, dass es ihn lähmte und zum Stehenbleiben zwang, weshalb es immer eine Weile dauerte, bis er die Kraft fand, seinen Weg fortzusetzen. Von der vergangenen Scham erlöste ihn die Zeit ... hatte ihn schon von ihr erlöst, ihn in die Gegenwart versetzt. Die Blamagen waren Stillstände der Zeit, in ihnen stockte alles. Es waren nur Erinnerungen; verwahrt im einbruchsichersten aller Tresore, einem, den kein Fremder zu öffnen vermag.

Es handelte sich um lächerliche, kleine Missgeschicke vollkommen privater Natur, Unvorsichtigkeiten, Fehlritte, die nur ihn selbst betrafen; sie hatten sich ihm eingepägt, Bröckchen des Bedauerns im Strom der Ereignisse. Aus irgendeinem Grund waren sie unauflöslich. Sie wider setzten sich jeder Übersetzung, zum Beispiel einer Über-

führung in die Gegenwart. Wenn sie gegenwärtig wurden, lähmten sie sein somnambules Treiben, also genau das, was sie aus ihrem labyrinthischen Vergangenheitsversteck aufscheuchte. Je länger seine Wege, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass er sich wider Willen eine einfing. Das machte seine endlosen Spaziergänge zu Durchquerungen des verzweigten Irrgartens seiner verflossenen Jugend. Vielleicht gab es am Ende doch eine Regelmäßigkeit, die eine irgendwie geartete Figur im Raum-Zeit-Gefüge beschrieb, wobei sein Innehalten leere Entfernungen erzeugte ... Aber er würde das seltsame Theorem nicht lösen können, wenn er nicht zuvörderst eine Erklärung dafür fand, warum er jedes Mal ins Stocken geriet, sobald eine solche Erinnerung auftauchte; dass er dastand und einen Punkt fixierte, konnte man als Versuch deuten, sich nichts anmerken zu lassen und so zu tun, als würde ihn der Punkt so interessieren, dass er einfach stehen bleiben musste. Aber das Innehalten an sich, die Beziehung zwischen Blamage und Unbeweglichkeit, blieb dunkel, da er nicht auf psychologische Interpretationen zurückgreifen wollte. Vielleicht lag der Schlüssel dazu ja in der Natur jener peinlichen Momente, in ihrem Wesen oder gemeinsamen Nenner. Wenn das stimmte, dann war hier der Wiederholungszwang in seiner reinsten Form am Werk.

Ging man der Frage weiter nach, kam man natürlich nicht daran vorbei, dass die Blamagen tatsächlich passiert waren. Allen passiert so etwas. Sie sind ein unvermeidlicher Betriebsunfall unserer Vergesellschaftung, und die einzige Lösung ist das Vergessen. Wirklich die einzige, denn die Zeit läuft nicht rückwärts, und ausbügeln oder ungeschehen machen lassen sie sich nicht. Da er in seinem Fall nicht mit dem Vergessen rechnen konnte (er besaß

ein Gedächtnis wie ein Elefant), hatte er seine Zuflucht zur Einzelgängerei genommen, zu einer fast vollständigen Entfremdung von seinesgleichen, was zumindest dafür sorgte, die Auswirkungen seiner unverbesserlichen Tollpatschigkeit und Zerstreutheit gering zu halten. Und die Schlafwandelerei musste, auf einer anderen Ebene seines Bewusstseins und seiner Absichten, in die gleiche Richtung zielen; als eine Erlösung a posteriori – wenn es stimmte, dass der Schlafwandler mit der Eleganz vollkommener Effizienz handelte.

Um ehrlich zu sein, musste er zugeben, dass es sich nicht nur um Blamagen handelte; der gemeinsame Nenner erweiterte sich entlang einer eher gewundenen Linie, der nicht leicht zu folgen war. Oder man musste eben die Definition der Blamage weiter fassen: Denn hier ging es auch um kleine Gemeinheiten, Schäbigkeiten, Fehleinschätzungen, Feigheiten, kurz, um alles, was der innerpersönlichen und rückwirkenden Beschämung Nahrung gab. Nicht, dass er sich Vorwürfe gemacht hätte (obwohl es während jener Zwangspausen in ihm schrie: Du Hornochse! Du Hornochse!), denn er war sich ihrer Unvermeidlichkeit im Moment des Vorfalls bewusst. Immerhin blieb ihm der Trost, dass es sich um Belanglosigkeiten handelte, niemals um Verbrechen, und dass das Einzige, was dabei Schaden nahm, sein Selbstwertgefühl war.

Jedenfalls hatte er sich geschworen, dass ihm so etwas nicht noch einmal passieren sollte. Dafür musste er nichts tun, als nur gut aufzupassen, nichts zu überstürzen und sich stets den Regeln von Anstand und Manierlichkeit gemäß zu verhalten. Bei seiner Tätigkeit als Wunderheiler konnte eine Blamage fatale Folgen haben.

In einem Roman werden Blamagen genau kalkuliert und

mit viel Umsicht und Scharfsinn eingefädelt, was umso paradoxer anmutet, da es doch viel unkomplizierter und spontaner wäre, eine Szene zu schreiben, in der sich alle korrekt verhalten. Für Doktor Aira war jeder moralische, intellektuelle oder gesellschaftliche Fehltritt gleichbedeutend mit einem Akt der Gewalt, der in der aufs Äußerste gespannten Haut seines Idealverhaltens klaffende Wunden hinterließ. Er gehörte zu jenen Menschen, denen Gewalt unbegreiflich ist. Obwohl er wusste, wie absurd die Vorstellung war, konnte er nicht anders, als sich einzubilden, er würde, wenn er etwa in eine Räuberhöhle gierete, unter die ruchlosesten Verbrecher, Gewalt vermeiden können, wenn er sich nur vernünftig benahm, mit ihnen redete, ihren Argumenten aufmerksam zuhörte und ihnen seine eigenen darlegte. Selbst wenn die Situation für sie zu sprechen schien, die Räuber ihn beispielsweise dabei überraschten, wie er ihnen nachspionierte ... Aber wie sollten sie ihn überraschen, wenn er seine Nase nicht in fremde Angelegenheiten steckte? Er hatte doch geschworen, sich nie wieder in peinliche Situationen zu bringen. Sicher, er konnte irrtümlich in jene hypothetische Höhle geraten sein, weil er sie für leer und unbewohnt hielt; hier kam die Achtsamkeit ins Spiel, dass er stets die Augen offen halten musste, nicht mal blinzeln durfte. Was leichter gesagt ist als getan, obwohl man das durch Übung schaffen konnte, durch Askese, und eben das hatte er sich zum Lebensprogramm erkoren. Dennoch mochte sich der wundersame Fall ergeben, dass er die Augen aufschlug und sich plötzlich in einer Höhle voll geraubter Waren fand, und dass, noch bevor er Zeit zu reagieren hatte, eine Bande abgerissener Gestalten hereinkam ... Natürlich bewegte er sich hier auf dem Gebiet reiner Imagination, abseitiger Wahrscheinlichkeiten. Und

was hinderte ihn unter dieser Voraussetzung, mit den Räubern eine zivilisierte Unterhaltung zu führen, bis er ihnen erklärt hatte, was passiert war, die Raum-Zeit-Reise, der Somnambulismus ...? Aber in diesem Fall wären auch die Räuber Teil der Fiktion, der Theorie, und sein persuasiver Erfolg besäße keine Beweiskraft. Die echte Wirklichkeit war aus Blut und Faustschlägen, Schreien und Türeinschlagen gemacht. Auf lange Sicht bekäme der Firnis der Höflichkeit Kratzer, wenn nicht in dieser kausalen Ereignisfolge, dann in einer anderen, in der, die an einer Gabelung der Zeit abzweigte, das war unvermeidlich.

Ein großer Hund, der vor dem Eingang einer Werkstatt lag, richtete sich auf, als er ihn näher kommen sah, und bleckte die Zähne. Augenblicklich brach ihm kalter Schweiß aus. Was für eine unglaubliche Rücksichtslosigkeit seitens der Halter solcher Tiere, sie auf dem Bürgersteig frei herumlaufen zu lassen und auf jede Beschwerde mit dem sattsam bekannten »Er ist lammfromm, er tut nichts« zu antworten. Sie sagen das in aller Offenheit, mit dem Brustton der Überzeugung, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachzudenken, dass die restliche Menschheit keinen Grund hat, diese Überzeugung zu teilen, schon gar nicht angesichts einer schwarzen Wolldecke von der Größe eines Motorrads, die über sie kommt ...

Seine erste Berührung mit der Welt der paranormalen Medizin hatte mit Hunden zu tun gehabt. Während seiner Kindheit in Coronel Pringles waren diese Tiere seinerzeit auf Anordnung des Polizeipräfekten Uthurralt ausnahmslos und ohne Pardon aus dem Stadtgebiet verbannt worden. Nur die Angst bewirkte (es war die Zeit der schrecklichen Polio-Epidemie), dass dem Befehl trotz der üblicherweise zwischen Herr und Haustier bestehenden

Anhänglichkeit Folge geleistet wurde. Zudem besaß die Verbannung nur provisorischen Charakter, obwohl sie sich am Ende auf drei Jahre erstreckte, auch musste niemand sich wirklich seines Lieblings entledigen, da es genügte, sie von der Stadt aufs Land zu verschicken; und in einem Ort, der von der Landwirtschaft lebte, gab es niemanden, der nicht einen Verwandten oder Freund mit einem Hof in der näheren Umgebung besessen hätte, und dort kamen die Hunde unter. Das Problem war nur, dass Pringles' einziger Tierarzt auf diese Weise von seinen Patienten abgeschnitten blieb, und auch wenn er weite Wege in Kauf nahm, um sie zu behandeln (und er hatte keine andere Wahl, wenn er seinen Beruf ausüben wollte), gestaltete sich die Angelegenheit mühselig und teuer. Das machte die Kastration der männlichen Welpen zum Problem, wenn sie geschlechtsreif wurden, Operationen, die unter den gegebenen Umständen von besonderer Dringlichkeit waren. Angesichts der wahrhaft schaurigen Alternative, sie Landarbeitern anzuvertrauen, die nur auf Brachialchirurgie vorbereitet waren, mit glühendem Eisen und ohne die mindeste aseptische Vorsicht, stürzten sich die einen in Unkosten, andere verschlossen die Augen und die meisten zauderten ... Diese Gelegenheit nutzte ein ortsansässiger Fotograf, den man El Loco nannte, um ein Geschäft mit Kastrationen auf Distanz aufzuziehen, die, zumal schmerzfrei, seinerzeit in Pringles die große Sensation waren. Doktor Aira, damals ein Kind von acht Jahren, erfuhr davon durch Hörensagen, was die Sache im Hallraum seines kindlichen Umfelds monströs verzerrte. Zu jener Zeit sprach man wenig über solche Dinge, noch weniger in einer respektvollen Mittelschichtsfamilie wie der seinen; seine Freunde, die alle aus ärmlichen Verhältnissen stammten, deshalb, weil er in

einem bäuerlichen Viertel wohnte, litten nicht unter diesem Nachteil, glichen ihn aber durch die erstaunliche Ignoranz und Leichtgläubigkeit ihrer Familien aus.

Die Methode von El Loco war von beispielhafter Absurdität, bestand sie doch in einer recht langen Abfolge von Penizillin-Impfungen, die dem Hundehalter verabreicht wurden, woraufhin sich das Tier in Abwesenheit kastriert fand. So viel zumindest konnte man sich aus den damals kursierenden Geschichten zusammenreimen. Mehr hatte er nie herausfinden können, und vielleicht gab es auch nicht mehr herauszufinden. Er erfuhr auch nie mit letzter Gewissheit, ob sich überhaupt jemand der seltsamen Behandlung unterzogen hatte. Aber diese Auskünfte genügten ihm, um die Möglichkeit einer Einwirkung auf Distanz, einer diskontinuierlichen Wirksamkeit, auf eigene Faust nachzuerfinden, die zwischen ungleichartigen Elementen ein neues Kontinuum erzeugte, und seine gesamte geistige Landschaft bildete sich fortan auf der Grundlage dieser Prämisse. El Locos Methode kam bald darauf im Zuge eines Skandals, der hohe Wellen schlug, außer Gebrauch (wenn denn jemals von ihr Gebrauch gemacht worden war). Auf einem Hof nahe der Stadt wurde nämlich ein Hund ohne Kopf geboren, ein Cockerspaniel, dessen Körper am Hals aufhörte und der trotzdem lebte und zu einem erwachsenen Tier heranwachsen konnte.

Es war unvermeidlich, dass die Einbildungskraft der Leute das eine mit dem anderen in Verbindung brachte, und El Loco, vielleicht selbst erschrocken über die Auswirkungen seiner Machenschaften, ließ das Verfahren vorerst in der Versenkung verschwinden. Was aus dem Hund geworden war, wusste Doktor Aira nicht; er dürfte wie jeder andere Hund zu seiner Zeit gestorben sein. Es gab viele

Leute in der Stadt, die ihn sich anschauen gingen (ihn hatte man nicht mitgenommen). Anscheinend war das Tier sehr lebhaft; außer kopflos auch hypermotorisch. Sein Nervensystem kulminierte in einer Knolle am Hals, und dieser Auswuchs war wie ein Rosettastein von Einkerbungen bedeckt, welche Augen, Nase, Mund und Ohren darstellten, und mit diesen Schriftzeichen behelf er sich. Unter anderen Umständen hätte die Tatsache, dass ein solches Monstrum lebensfähig war, die Neugier von Wissenschaftlern aus aller Welt geweckt; man hätte es als eine Art Wunder ansehen müssen. Aber an derartige Wunder waren die Leute auf dem Land gewöhnt – oder besser gesagt, sie waren früher daran gewöhnt, als sie noch abgeschottet lebten, ohne Radio, Fernsehen oder Zeitungen; damals war die ganze Welt die kleine Welt gewesen, in der sie lebten, und ihre Gesetze ließen Ausnahmen und Ausdehnungen zu, wie die Totalität sie immer zulässt.

## **Jessica J. Lee** **Zwei Bäume sind ein Wald**



**Jessica J. Lee**

**Zwei Bäume sind ein Wald**

Aus dem Englischen von Susanne Hornfeck

---

Als Jessica J. Lee durch Zufall die gut versteckten Aufzeichnungen ihres verstorbenen Großvaters in die Hände fallen, entschließt sie sich, nicht nur ihrer Familiengeschichte nachzuspüren, sondern auch die Insel zu erkunden, auf der ihre Großeltern den Großteil ihres Lebens verbrachten: Taiwan. Im Bestreben, diese zwischen tektonischen Platten und gegensätzlichen Kulturen gelegene Insel der Extreme zu erforschen, legt Jessica J. Lee frei, inwiefern menschliche Schicksale mit geografischen Kräften zusammenhängen. Angetrieben von dem Wunsch, zu verstehen, welche Erschütterungen ihre Familie erst von China nach Taiwan und schließlich nach Kanada führten, spürt sie anhand dieser Insel mit ihren hohen Bergen, dem offenen Tiefland und den dicht bewachsenen Wäldern der Migrationsgeschichte ihrer Vorfahren mit all ihren Abgründen und Geheimnissen nach.

---

**Jessica J. Lee**, geboren 1986 in Ontario (Kanada), hat Landschaftsgeschichte und -ästhetik studiert. Sie wurde mit dem *RBC Taylor Prize Emerging Author Award* ausgezeichnet. Zuletzt erschien ihr Buch *Mein Jahr im Wasser. Tagebuch einer Schwimmerin* (Piper, 2017). Die kanadisch-britisch-taiwanesishe Autorin lebt in Berlin.

**Susanne Hornfeck**, geboren 1956, promovierte u. a. in Sinologie und Neuerer Deutscher Literatur. Für ihre Übersetzungen aus dem Chinesischen und Englischen wurde sie mehrfach ausgezeichnet, etwa mit dem C.H. Beck Übersetzerpreis.

---

Erscheint am 1. Oktober 2020  
Ca. 340 Seiten  
Oktav-Format (14,5 × 22,5 cm)  
flexibler Einband, fadengeheftet  
und mit farbigem Kopfschnitt  
Ca. 28,00 € (D)  
ISBN 978-3-95757-961-4

## Vorwort

Der erste Tag im Wolkenwald hat mich zu Nebel erweicht. Die Welt verlor sich im Weiß, alles, was ich sah, waren meine Füße am Boden und die Farben der Bäume. Das Rostrot der Erde reichte bis hinauf zur Rinde der Feigenbäume, von Flechten grau und golden betupft. Der Pfad war vollgesogen von Nebelnässe und morgendlichem Regen. Vor mir Schwaden, wie ich sie mir dichter nie begegnet waren, zäh und kühl. Hinter mir, auf Armlänge, meine Mutter.

Den Weg durch die Schlucht hatten wir aus Neugier und lange unterdrückter Abenteuerlust eingeschlagen. Zuletzt waren wir in meiner Kindheit zusammen gewandert, durch die kanadischen Wälder oder die walisischen Berge, bei Tagesausflügen während der Familienurlaube. Hier auf der Insel, wo meine Mutter geboren ist, zog es sie in die Hügel hinaus, in die ihr vertrauten, heißen, wuchernden Wälder, wo sie als Kind unweit ihres Zuhauses durch dichtes Grün streifte, an Spätnachmittagen nass durch Reisfelder watete, und wo sie alle Pflanzen kannte, die üppig aus jeder Ritze sprossen. Mein Großvater, ihr Vater, war erst kurz zuvor gestorben.

Noch nie hatte ich sie so lebendig erlebt.

In den vergangenen Jahren hatten wir uns gemeinsam nur in Vorortwohnzimmern, Autos oder Restaurants aufgehalten. Niemals an einem Berghang. Niemals bei sol-

chem Wetter. Die Idee zu diesem Spaziergang war uns eingeschossen wie eine plötzliche Erinnerung, ungebeten und ohne Vorwarnung, ein Ziehen im Hinterkopf, das zu Bewegung drängte. Ich musste daran denken, wie wir früher gemeinsam unterwegs waren; wir beide immer ein wenig hinterher, Schwester und Vater stets ein paar Schritte voraus. Der Bewegungsdrang fuhr uns in Beine und Füße wie Strom durch einen Draht und knipste unsere Körper an. Ausgerüstet mit einer Wanderkarte wagten wir uns in die Feuchtigkeit hinaus.

Wie viele Wanderwege in Taiwan führte auch dieser von einer Fahrstraße weg, hinunter zu einer Hängebrücke, die eine Schlucht überspannte. Die Klamm im Kalkstein und Marmor fiel jäh zu einem Fluss hin ab, tief unten schlängelte er sich als silbrig-grünes Band durch die Felsen davon. Vorhänge aus Vegetation bedeckten die Steilhänge, umspielten und verhüllten das zerklüftete Skelett der Bergflanke und verloren sich in Klumpen verwitterten braunen Steins, wo der Fels den Wurzeln noch nicht nachgegeben hatte. Aus den von Erosion hinterlassenen Löchern wuchsen stachelige Bäume, Ranken hangelten sich über geglättete steinerne Oberflächen. Das Grünzeug war unermüdlich auf dem Vormarsch.

Ich weiß nicht, was wir zu sehen hofften. Wir hatten uns trotz des Wetters hinausgewagt, trotz dieses von Kälte triefenden Umhangs aus Winterluft, der Taiwans Gebirge umhüllt. Der erste Kilometer bestand aus Holzstufen, und mit jedem Zugewinn an Höhe verdichtete sich unser Atem. Der Duft von Erde und Grün mischte sich mit der Feuchtigkeit. Sie dämpfte alle Geräusche, und der Tritt unserer Stiefel wurde mit jeder Stufe schwerer. Je weiter wir gingen, desto weniger sahen wir. Auf mittlerer Höhe waren

wir losgegangen und hatten uns in die Wolken vorgearbeitet. Die Wegränder endeten im Weiß.

Meine Mutter hatte Höhenangst. Vielleicht war es besser, dass wir nicht sahen, wie weit wir gekommen waren.

島

**dao**

Substantiv: Insel

*Inseln entstehen durch  
Bewegung, durch Kollision  
und durch Ablagerung*

Ich habe viele Wörter für »Insel« gelernt: Eiland, Atoll, Schäre, Holm. Sie existieren in der Gemeinschaft von Archipelen oder für sich, und ich habe sie immer in Verbindung mit dem Wasser gesehen. Das englische Wort »island« kommt schließlich, vom deutschen »Aue«, das wiederum vom lateinischen *aqua* (Wasser). Eine Insel ist ein schwimmendes Wort, ein Archipel ein pelagischer Ort.

Das chinesische Wort für Insel weiß nichts vom Wasser. Für eine Zivilisation, die sich im Landesinneren entwickelt hat, ist die Unermesslichkeit der Berge die bessere Metapher: 島 (*dao*, Insel, in Taiwan *to* ausgesprochen) setzt die Beziehung zwischen Erde und Himmel ins Bild. In dem Schriftzeichen steckt die Idee von einem Vogel 鳥 (*niao*), der sich auf einem einsamen Berg 山 (*shan*) niederlässt.

Taiwan ist gerade mal 140 Kilometer breit, erklimmt auf dieser Distanz aber eine Höhe von fast viertausend Metern. Der Sprung von Meereshöhe bis hinauf zu den jäh aufragenden Gipfeln ermöglicht eine Fülle unterschiedlicher Habitate, sodass die Vielfalt der Wälder auf der Insel wesentlich größer ist, als ihr vergleichsweise kleiner Fußabdruck erwarten ließe. Die Küsten sind in salz- und sonengegerbte Mangrovenwälder verpackt, weiter im Süden wächst dichter tropischer Dschungel. Die feuchte Hitze des tropischen Regenwalds geht über in gemäßigten Baumbewuchs; seine Laubhölzer klettern, bis sie weiter oben von Nadelbäumen abgelöst werden. Auf mittlerer Höhe überwiegt borealer Nadelwald mit katedralengleichen Baumriesen, der sich über der Baumgrenze im Grasland verliert. Dort dehnen sich Schilfgrassteppen bis in den

Hochgebirgshimmel. Die Bäume sind gestaffelt wie die Höhenlinien einer Landkarte.

Taiwan, auf der Schnittstelle zweier Vulkanbögen gelegen, wurde in den Konflikt hineingeboren, eine instabile Landmasse, die sich in ständiger Konfrontation befindet. Die Insel liegt auf dem Pazifischen Feuerring – jener von Erdbeben und Vulkanausbrüchen heimgesuchten Zone südöstlich von China, westlich von Japan und nördlich der Philippinen – und markiert die Bruchkanten zweier tektonischer Platten, unter Geologen auch als »destruktive Plattengrenze« bekannt. Der Zusammenstoß der eurasischen und der philippinischen Platte presste vor sechs bis neun Millionen Jahren, während des Miozäns, die Insel hervor. Solche Kollisionen sind gewaltig; eine der Platten schiebt sich dabei unter die andere und drückt Landmasse aus dem Meer nach oben. Aber auch die Bruchkanten selbst können zerstörerisch sein.

Das zentrale Gebirgsmassiv, das sich mit 280 Kilometern über vier Fünftel der Länge Taiwans erstreckt, und das im Norden quer über die Insel verlaufende Hsuehsan-Gebirge sind beiderseits von Bruchkanten flankiert. Auch die Vorberge und das Flachland im Westen sind von Brüchen durchzogen; wie die willkürlichen Nähte einer Quiltdecke definieren und unterteilen sie die Landschaft. Das Küstengebirge im Osten liegt eingezwängt zwischen Bruchlinien und Meer.

Die Insel verfügt über gut zweihundert Gipfel, die mehr als dreitausend Meter hoch sind; Monumente eines tektonischen Wandels, festgeschrieben in Schist, Gneis, Marmor und Schiefer. Diese Berge gehören zu den jüngsten der Erdgeschichte und sind immer noch in Bewegung. Jedes Jahr werden sie von der philippinischen Platte etwa

80 Millimeter weiter nach Westen geschoben. Die Kräfte der Orogenese, die große Gebirgsketten hervorbringen, lassen Taiwans Gipfel jeden Tag ein wenig wachsen.

Inseln faszinieren uns; ihre Mythen entspringen gleichermaßen ihrer Isolation und unserer Vorstellungskraft. Das lange gesuchte Ithaka oder der rettende Hafen im Sturm. Die Inseln, die ich aus Erzählungen kenne, sind sowohl real wie imaginiert, Gebilde aus Fels und Erde und dennoch aufgeladen mit der ideologischen Bedeutung eines Eden oder Arkadien, mit Vorstellungen vom Paradies.

Vor der chinesischen Küste liegen unzählige Inseln, bekannt und in erreichbarer Nähe, doch die weiter entfernt, jenseits der Taiwanstraße oder im Ostchinesischen Meer gelegenen entzogen sich einfacher Erschließbarkeit. Kein Wunder, dass sie idealisiert oder auch wegen ihrer Entfernung zur chinesischen Leitkultur verachtet wurden. Penglai, das sowohl als Berg wie auch als Insel beschrieben wurde, galt in den chinesischen Mythen als Heimat der Unsterblichen, ein gesegneter Ort, an dem die Becher nie trocken, die Reisschüsseln nie leer wurden. Im 3. Jahrhundert v. Chr. schickte der erste Kaiser eines geeinten China seine Schiffe auf der Suche nach diesem mythischen Eiland gen Osten. Es heißt, seine Emissäre hätten stattdessen Japan entdeckt. Die Inseln der frühen Legenden versprachen sagenhafte, aber unerreichbare Schätze.

Doch Penglai 蓬萊 ist auch einer der traditionellen Namen für Taiwan. Wegen seines Rufs als Schatzkammer waren die Eroberer der Qing-Zeit zunächst vor allem auf Natur- und Bodenschätze aus. 1697 kam der kaiserliche Beamte und koloniale Chronist Yu Yonghe auf der Suche nach Schwefel dorthin. Auf seiner Reise entlang der Küste, begleitet von eingeborenen Führern und Dienern, be-

richtete er in seinem Tagebuch von Reiskörnern groß wie Bohnen und von Nutzpflanzen, die hier doppelt so reiche Ernten erzielten wie auf dem Festland. Die Kokosnüsse ließen sich spalten und als Weinbecher verwenden. Er schrieb, dass die Früchte Taiwans – vielfältig, aber auf dem Festland weitgehend unbekannt – auf der Rückreise nach China leider verderben würden; die Insel sei fruchtbar und mit Überfluss gesegnet, aber völlig abgelegen. Den Bewohnern des Kontinents galten die Inseln des östlichen Archipels als lebensprall, Berge im stürmischen Meer. Aber im Gegensatz zu den mythischen Inseln der Unsterblichen gehörte Taiwans ganz und gar ins Reich des Materiellen, eine lebendige Welt in einer von Brüchen durchzogenen Gegend.

Dies ist die Geschichte der Insel. Und zugleich die Geschichte meiner Familie.

Sprachen werden zur Heimat. Mein Geist funktioniert auf Englisch, und mein derzeitiges Leben in Berlin auf Deutsch. Die frühesten Kindheitswörter aber kommen aus dem Mandarin, der Sprache meiner Mutter. Ich weiß sie bis heute: 狗 *gou* (Hund), 老虎 *laohu* (Tiger), 爱 *ai* (Liebe, lieben). Und am wichtigsten:

婆

Po

Großmutter

公

Gong

Großvater

Po und Gong kamen aus China – von Anwesen, die über Jahrhunderte niemand verlassen hatte – nach Taiwan, wo sie fast vierzig Jahre lebten, denn aufs Festland konnten sie

nicht zurück. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg langten sie zusammen mit mehr als einer Million Festlandschinesen auf der Insel an, nachdem Chiang Kai-sheks Nationalisten (die Kuomintang oder KMT) am Ende des Bürgerkriegs dorthin geflohen waren.

Taiwan war immer schon Spielball von Macht und Willkür und hat mehrfach die Besatzer gewechselt: Die Ureinwohner haben seit Jahrtausenden dort gelebt, dann begann mit der Eroberung durch die Spanier und später durch die Niederländische Ostindien-Kompanie ein ständiges Gerangel um die Insel. Holländer und Spanier errichteten Handelsniederlassungen an der Westküste, gefolgt von chinesischen Kolonisatoren, die Taiwan für mehr als zweihundert Jahre beherrschten. Nach dem ersten sino-japanischen Krieg von 1895 hatten die Japaner das Sagen, bis die Insel 1945 an China zurückfiel. Aber als meine Großeltern dort ankamen, galt es nach Jahrzehnten der kulturellen Trennung noch ganz andere Grenzen zu überwinden.

Leute wie meine Großeltern und ihre Nachkommen wurden in Taiwan *waishengren* genannt (外省人 wörtlich »Menschen von außerhalb der Provinz«, also Festländer), ein so schwammiger Begriff, dass es mir selbst heute noch schwerfällt, unsere Herkunft zu erklären. Das Terrain unserer Geschichten blieb vage, es gab keine klaren Grenzziehungen. Zusammen mit meiner Mutter emigrierten meine Großeltern schließlich nach Kanada, wo ich auf die Welt kam. Mein Großvater ist kurz vor seinem Tod wieder nach Taiwan zurückgekehrt. Als ich erwachsen war, ging auch ich weg – zuerst nach Großbritannien, wo mein Vater herkommt, dann nach Deutschland, wo ich mich als Schriftstellerin und Wissenschaftlerin etablierte. Meine Mutter, meine Schwester und ich wussten nicht, ob wir uns als

Chinesen bezeichnen sollten – schließlich stammen wir aus einem China, das es so nicht mehr gibt – oder als Taiwaner. Ein einzelnes Wort kann die Bewegungen nicht erfassen, die unsere Geschichten über Meere und Kontinente trugen.

Namen sind selten verlässliche Zuschreibungen. Häufig entspringen sie den Fallstricken der Eroberung, den Behauptungen und Missverständnissen jener, die von fremden Ufern kamen. Aus China, Japan, Portugal, Spanien und den Niederlanden. Ilha Formosa, ist portugiesisch und bedeutet »schöne Insel«. Taoyuan ist ein Ethnonym, das auf eine lokale Eingeborenen-siedlung zurückgeht. Ryukyu oder Liuqiu heißt der Inselbogen von Okinawa, dessen geologischen Abschluss Taiwan bildet. Im Chinesischen wird der Name der Insel mit den Schriftzeichen 臺灣 (Langzeichen) oder 台湾 (Kurzzeichen) wiedergegeben, dabei steht *tai* für »Plattform« oder »Terrasse« und *wan* für »Bucht«. Ein fester Halt im aufgewühlten Meer.

Die Namen enthalten Überschreibungen und Verschüttetes, das jederzeit aus dem Boden brechen kann wie die Verwerfungen eines Erdbebens. Der Begriff 中華民國 (Zhonghua Minguo) etwa, die »Republik China«, wie Taiwan seit 1945 offiziell heißt. Oder die konfliktrichtige Bezeichnung Taiwans als »Provinz Chinas«.

Ein Brechen und Bersten ist dem Fels der Insel eingeschrieben: Sie selbst wurde aus Bewegung geboren und ist übersät mit schlafenden Vulkanen und Steilküsten, die so unvermittelt aus dem Meer in den Himmel ragen, dass ein einziger Blick sie nicht fassen kann. Taiwan ist ein Ort, der Zeit und genaues Hinschauen verlangt, den aber ein unterirdisches Beben jeden Moment auslöschen kann.

Ich war achtzehn, als mein Großvater vergaß, wer ich

war. Im Bungalow meiner Großeltern in Niagara Falls döste ich auf dem Sofa und wartete, dass Mutter uns nach Hause fahren würde. Hundert Mal war ich schon hier gewesen: in den Schulferien, an Wochenenden, und wenn meine Eltern dienstlich verreisen mussten. Der dicke orangefarbene Teppich war meinen Füßen vertraut. Die Lichtschalter fand ich im Dunkeln, wusste, wo die Kanten des Rauchglastischs ins Wohnzimmer ragten, und welches meiner Kinderfotos auf welches Regal gehörte. Im Keller stapelten sich stockfleckige, chinesische Zeitungen, gesättigt vom Plastikgeruch der VHS-Kassetten mit taiwanischen Seifenopern, die ebenfalls dort lagerten. Ich hatte mir die Geräusche und Gerüche eingepägt, die in Jade geschnittenen Landschaftsszenen, die mein Großvater so liebte, und hatte ihm bei der Pflege seiner Bonsai-Bäumchen geholfen. Ich schlief, gemütlich in die sommerliche Klebrigkeit des schwarzen Ledersofas gerollt, bis Gong zu meinen Füßen stand, auf mich deutete und mich in der einzigen Sprache anredete, über die er noch verfügte.

那是谁?

Na shi shei?

Wer ist das?

Da war mir Gongs Alzheimer-Erkrankung zum ersten Mal aufgefallen, und ich begann, Fragen zu stellen. Die Erkenntnis, wie rasch die Vergangenheit verblasste, verlieh der Aufgabe, mehr über sie zu erfahren, eine gewisse Dringlichkeit. Ich hatte so vieles im Leben meiner Großeltern als gegeben hingenommen. Und dann war da die Sprachbarriere. Schon mit acht Jahren hatte ich aufgehört, die chinesische Samstagschule zu besuchen. Ich hatte kei-

ne Lust mehr, die einzige Halbchinesin im Klassenzimmer zu sein, wenn wir uns durch drei Stunden mit Kalligraphie und Volksliedern quälten, und so schrumpfte mein Mandarin aufs Notwendigste. Unser gemeinsames Leben nahm eine vereinfachte Form an: Meine Erinnerung an Po und Gong beschränken sich auf das, was sie kochten.

Die große walisische Familie meines Vaters hatte größere Anziehungskraft. Seine Eltern übersiedelten von Wales nach Kanada, als meine ältere Schwester Nika und ich noch klein waren; bei ihnen fühlte ich die Wärme einer gemeinsamen Sprache, die auch Cousins und entfernte Verwandte mit einschloss. Auf Mutters Seite gab es keine Verwandtschaft, keine Tanten oder Großtanten oder Cousins, die man hätte besuchen können. So war es schon immer gewesen, und ich dachte, das sei so in Einwandererfamilien, die wie wir auf der ganzen Welt verstreut waren.

Ich wusste, dass meine Großeltern aus China stammten, Taiwan jedoch als ihre Heimat betrachteten. Ich hatte eine vage Vorstellung warum, obwohl ich nur als Kleinkind auf der Insel gewesen war. Gelegentlich schnappte ich etwas über vergangene Kriege und politische Führer auf, über Kampfjets und die Übel des Kommunismus, aber an kanadischen Schulen wurde diese Geschichte nicht unterrichtet. Wenn die Leute hörten, dass meine Familie aus Taiwan kam, entgegneten sie oft: »Thailand? Ich liebe thailändisches Essen.« Ich lernte, sie lächelnd und taktvoll zu korrigieren, ohne meine Frustration zu zeigen; dabei stellte ich aber auch fest, wie wenig ich selber wusste.

Für mich war Po einfach meine aufbrausende, schwierige Großmutter gewesen. Sie stritt mit meinen Eltern herum und sprach fast nie mit meinem Großvater, außer um ihm Vorhaltungen zu machen. Der Überschwang,

mit dem sie meine Schwester und mich verwöhnte – sie kaufte uns riesige Teddybären und Toblerone und Ferrero Rocher –, konnte ebenso rasch ins Gegenteil umschlagen, und es gab Zeiten, in denen ich mich lieber von ihr fernhielt. Ein einziges Wort konnte sie in Rage bringen, und das geschah oft.

Gong war immer schon der Ruhigere gewesen; in der Freizeit von seinem Hausmeisterjob las er oder kümmerte sich eigenbrödlerisch um seine Pflanzen. Als ich klein war, schaute ich ihm bei meinen Besuchen zu, wie er die Böden der Chef Boyardee-Fabrik wischte, in der Dosenpasta hergestellt wurde. Der braune Ziegelbau der Fabrik faszinierte mich. Dort gab es riesige Maschinen aus Stahl und über allem lag der Geruch von gekochter Stärke und Zitrusreiniger. Ich sah ihn putzen, ruhig wie immer. Anschließend lächelte er voll kindlichem Stolz, wenn er mir eine Dose Rindfleischravioli kaufte. Ich fragte nie, wie das Leben ihn an diesen Ort verschlagen hatte, wo er, längst im Pensionsalter, einen heißen Mopp über die Fußböden einer kanadischen Fabrik schob.

## **Heike Behrend** **Menschwerdung eines Affen**



**Heike Behrend**  
**Menschwerdung eines Affen**

»Affe« nannten die Bewohner der Tugenberge in Kenia die Ethnologin, die 1978 zu ihnen kam. In einem packenden autobiografischen Bericht erzählt sie, wie sie in der Fremde ein Mensch wurde.

---

Diese Autobiografie der ethnografischen Forschung erzählt keine heroische Erfolgsgeschichte, sondern berichtet von dem, was in den herkömmlichen Ethnografien meist ausgeschlossen wird – die unheroischen Verstrickungen und die kulturellen Missverständnisse, die Konflikte, Fehlleistungen und Situationen des Scheiterns in der Fremde – und lädt so zu einem freimütigen Blick ein auf die Ethnologie als Poetik sozialer Beziehungen. In den wenig schmeichelhaften Namen – »Affe«, »Närrin« oder »Kannibale« – die der Ethnologin in Afrika gegeben wurden, wird sie mit fremder Fremderfahrung konfrontiert und muss sich fragen, welche Wahrheit diese Namen zum Ausdruck bringen, welche koloniale Geschichte sie erzählen und welche Kritik sie an ihrer Person und Arbeit üben. Mit dem Bericht über vier ethnografische Forschungen in Kenia und Uganda in einem Zeitraum von fast fünfzig Jahren reflektiert Heike Behrend auch die Fachgeschichte der Ethnologie und die Veränderungen des Machtgefüges zwischen den Forschenden und den Erforschten, die sie am eigenen Leib erfährt.

---

**Heike Behrend**, 1947 in Stralsund geboren, studierte Ethnologie und Religionswissenschaft in München, Wien und Berlin. Sie arbeitete ethnografisch vor allem in Ostafrika, unterrichtete an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland und lebt in Berlin.

---

Erscheint am 2. September 2020  
ca. 300 Seiten  
Gebunden mit Schutzumschlag  
Ca. 28,00 € (D)  
ISBN 978-3-95757-955-3  
Auch als E-Book erhältlich

In den Tugenbergen im Nordwesten Kenias (1978–85)

**I**

Claude Lévi-Strauss hat Ethnologen als die letzten mehr oder weniger heroischen Abenteurer bezeichnet. Und es war das Abenteuerliche an der ethnografischen Feldforschung, das mich immer wieder nach Afrika führte, die Herausforderung, mich in der Fremde, in Situationen, die ich nicht oder kaum kontrollieren konnte, zu bewähren und dabei herauszufinden, ob es mir gelänge, das Interesse und Vertrauen von Fremden zu erlangen und sie in Freunde zu verwandeln. Dabei vergaß ich, dass Abenteurer auch leiden müssen, ehe sie nach unzähligen Missgeschicken nach Hause zurückkehren.

Aus einem diffusen Gefühl des Protestes begann ich 1966 das Studium der Ethnologie. Auch andere, spätere Entscheidungen in meinem Leben gründeten auf einer Haltung, die Kraft vor allem aus Opposition und Verweigerung gegen das Vorherrschende schöpft. Meine Eltern hatten damit gerechnet, dass ich in ihre Fußstapfen treten und Ärztin werden würde. Im Alter von 12 oder 13 Jahren aber hatte ich den französischen Film *Es ist Mitternacht*, *Dr. Schweitzer!* aus dem Jahr 1952 gesehen, ein koloniales, schwülstiges Machwerk in Schwarz-Weiß, das Albert Schweitzer zeigt, wie er mit einer hübschen, tapferen Krankenschwester Lambarene aufbaut. Noch bevor er das Krankenhaus überhaupt eingerichtet hat, kommt kurz vor Mitternacht ein Häuptling mit furchterregenden Krie-

gern, die seinen kranken, bereits bewusstlosen Sohn zur Station tragen, der, wie Dr. Schweitzer sofort feststellt, an einer Blinddarmentzündung leidet. Der Häuptling zeigt auf den Mond, der silbrig am Himmel steht, und erklärt, wenn der Mond hinter einer bestimmten, sich im Wind biegenden Palme verschwunden sei und der Sohn nicht mehr lebe, werde er dem Doktor und der hübschen Krankenschwester den Kopf abschneiden. Nachdrücklich macht er die entsprechende Geste mit einem großen, scharfen, im Mondlicht blitzenden Messer. Dr. Schweitzer und die Krankenschwester bauen den Küchentisch zu einem Operationstisch um, und mit einem in kochendem Wasser notdürftig sterilisierten Küchenmesser schneidet der tapfere Doktor, Schweißperlen auf der Stirn, dem Häuptlingssohn den Bauch auf. Als Zwischenschnitt wird immer wieder der Mond eingeblendet, der sich viel zu schnell auf die Palme zubewegt. Die Spannung steigt ins fast Unerträgliche. Aber alles wird gut! Im Augenblick, als der Mond hinter der Palme verschwindet, gibt der Sohn ein Lebenszeichen von sich, und der Häuptling wird, wenn ich mich recht erinnere, nicht nur ein bester Freund des Doktors, sondern er konvertiert auch noch zum Christentum.

Dieser durch und durch koloniale Film beeindruckte mich entscheidend. Er verband sich auf heroische Weise mit dem Beruf meiner Eltern, verlegte das Geschehen aber in ein gefährliches, sehr fremdes Anderswo, nach Afrika. Dort wollte ich hin.

Die Ethnologie oder Völkerkunde, wie sie damals genannt wurde, war eine seltsame Disziplin. Sie hatte sich ihren Gegenstand aus einem verachteten Rest gebildet, aus einem Sammelsurium von Kulturen, die nicht zu den sogenannten Hochkulturen gehören, sondern durch Ne-

gation – keine Schrift, kein Staat und keine Geschichte – bestimmt wurden. Tatsächlich erfuhr die Ethnologie damals eine gewisse Geringschätzung, die sich erst nach 1968 mit der Neudefinition der Sozialwissenschaften ändern sollte.

Im Winter 1966/67, meinem ersten Semester, habe ich in München als einzige Anfängerin mit dem Studium der Völkerkunde begonnen. Im Jahr davor hatte sich niemand für das Fach eingeschrieben, Nachwuchs und Zukunft des Instituts verkörperten sich für ein Semester in meiner Person. Ich wurde äußerst freundlich, zuvorkommend und nachsichtig behandelt und musste mich nicht von Unterein Oberseminare hocharbeiten, sondern durfte an allem teilnehmen, was mich interessierte.

Ich hatte damals keine Ahnung, wie tief der Ordinarius Hermann Baumann in die Ideologie des Nationalsozialismus verstrickt war. Die älteren Studenten und Assistenten schwiegen über Baumanns Vergangenheit. In seinen Vorlesungen und Seminaren standen »Kulturkreise« im Vordergrund, über deren Kennzeichen, Zusammensetzung und Geschichte manchmal recht heftig gestritten wurde. Nach vier Semestern hatte ich genug von München, ging ein Semester nach Wien und dann im Januar 1968 nach Berlin, ins Zentrum der studentischen Proteste.

Das Berliner Institut für Ethnologie war in diesem Jahr, nachdem die Studenten die Macht übernommen hatten, akephal geworden; der Professor hatte sich nach Asien geflüchtet. Es herrschte eine merkwürdig enthusiastische Stimmung, getragen von einer (aus heutiger Sicht) naiven Hoffnung auf radikale Veränderung, die manchmal Charakteristika aufwies, wie ich sie später in der Prophetenbewegung der Alice Lakwena im Norden Ugandas wieder-

finden sollte. Das Studentenleben bestand aus einer Reihe ziemlich aufregender sozialer Experimente mit unsicherem Ausgang. Wir hatten einen wirklich großen Gegner, das kapitalistische System, und gefielen uns darin, aus dieser halluzinatorischen Opposition manchmal sehr fadenscheinige Rechtfertigungen für Krawall und alle möglichen Formen des Ungehorsams zu finden. Und oft genug gelang es, das Sich-Abstoßen vom Althergebrachten mit viel Spaß und Lust zu verbinden. Ich wohnte in einer alten Dahlemer Villa mit älteren Studenten in einer Wohngemeinschaft; wir lasen zusammen *Das Kapital* und andere Texte von Marx, aber auch von Bakunin und Kropotkin, und diskutierten nächtelang, wie die Revolution zu bewerkstelligen sei. Wir feierten ausgiebig Feste, die mitunter das ganze Wochenende dauerten. Wir nahmen an Demonstrationen unter der schwarzen Fahne der Autonomen teil und fuhren nach Ostberlin in die kubanische Botschaft, um mit dem dort kostenlos verteilten Tagebuch von Che Guevara Spanisch zu lernen. Denn Ziel war es, uns als Ethnologen nutzbringend in den Dienst von antikolonialen und antikapitalistischen Freiheitsbewegungen zu stellen.

Im Jahre 1971 endete die Akephalie. Fritz Kramer kam aus Heidelberg an das Berliner Institut. Kramer zeigte uns, dass Ethnologie nicht museal und exotistisch sein musste. Er brachte uns die *Dialektik der Aufklärung* nahe; mit ihm studierten wir (bäuerliche) Umsturzbewegungen und später die klassische britische Sozialanthropologie. Die akephalen Gesellschaften, die englische Ethnologen wie E. E. Evans-Pritchard oder Meyer Fortes erforscht hatten, lieferten uns das Vorbild für eigene soziale Utopien. Allerdings nur für kurze Zeit. Dann rückten die anarchisti-

schen Illusionen und Karl Marx zunehmend in den Hintergrund und machten Max Weber, Karl Löwith, Hans-Georg Gadamer und anderen Platz.

Etwas später kam Lawrence Krader aus New York ans Institut. Mit ihm, Fritz Kramer und Jacob Taubes fanden unvergessliche Seminare statt. Am religionswissenschaftlichen Institut lehrte Klaus Heinrich die kritischen Potenziale der Psychoanalyse mit Religion, Philosophie, Kunstgeschichte und Ethnologie zu verbinden. Ich machte 1973 meinen Magister und unterrichtete danach als wissenschaftliche Assistentin bis 1978 vor allem politische und ökonomische Anthropologie. Es gab keinen Studienplan; die Themen der Lehrveranstaltungen bestimmten die Studenten zusammen mit den Dozenten. Das änderte sich erst, als gegen Ende der 1970er-Jahre die Ethnologie zum Massenfach wurde und in den Veranstaltungen plötzlich Hunderte saßen: Als ob sich unsere Begeisterung durch die enttäuschte Hoffnung auf radikale Veränderungen in der eigenen Gesellschaft auf die sogenannte Dritte Welt verschoben hätte. Wie zur Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als die »Primitiven« in Afrika und Ozeanien mit ihrer Kunst für das herhalten mussten, was im Westen zerstört und verloren gegangen war, so suchten auch wir in Afrika nach alternativen Lebensformen. Allerdings, so viel verstanden wir immerhin, hatte der Kolonialismus das Ziel unserer Fluchtversuche bereits in Begegnungen verwandelt, die uns mit den »allerunglücklichsten Formen unseres eigenen historischen Daseins«<sup>1</sup> konfrontierten.

Mitte der 1970er-Jahre fuhr ich nach Paris und lernte dort Jean Rouch kennen. Rouch, Schüler von Marcel Mauss und Marcel Griaule, hatte sich aufs ethnografische Filmmachen verlegt. Anfangs sowohl von etablierten Filmemachern wie auch Ethnologen als Außenseiter und Spinner marginalisiert, nahm er sich die Freiheit, gegen die akademische Textzentriertheit mit dem Medium Film und neuen ethnografischen Praktiken zu experimentieren. In Opposition zu kolonialen asymmetrischen Methoden entwickelte er eine »geteilte Ethnografie«, ein filmisches Unternehmen, das die Bilder und Töne, die er in Afrika vor allem von Besessenheitsritualen aufgenommen und in Paris montiert hatte, nach Afrika zurückbrachte. In der »Ciné-Trance«, einer mimetischen Praxis, teilte er die Trance und Besessenheit, die Überwältigung durch fremde Mächte, mit den Gefilmten. Gegen die szientistische Selbstermächtigung des Ethnografen, der im Feld zu handeln vermeint, rückte er die andere Seite des Handelns, nämlich das Behandelt-Werden, in den Vordergrund. Wie sich in Besessenheitskulten Geister in ihren Medien verkörpern, so ließ sich Rouch von der Praxis der Geistbesessenheit der Ethnografierten ergreifen. Gerade die kinematografische Technik, die Verschaltung seines Körpers mit der Kamera, erlaubte ihm, sich fremden Geistern auszuliefern und eine reziproke Ethnografie zu praktizieren, die sich durch transkulturelle Feedbacks immer wieder selbst korrigierte.

Rouch praktizierte auch eine »verkehrte« Ethnografie. In seinem berühmten Film *Les maîtres fous* aus dem Jahr 1956 zeigt er das jährliche Ritual der *Hauka*, kolonialer

Fremdgeister, »der Geister der Macht und des Windes, die den Wahnsinn bringen«. Im Zustand der Besessenheit verkörpern die Mitglieder des Kultes die »Geister der Kolonialgesellschaft«, des »Gouverneurs«, der »Lokomotive« oder der »Frau des Doktors«. Im Ritual entwerfen sie ihre Ethnografie der westlichen (kolonialen) Kultur. Der Film ist also zugleich doppelte und umgekehrte Ethnografie: gefilmte Ethnografie sowie die Ethnografie der Gefilmten, die uns den Spiegel vorhalten und uns zeigen, wie sie uns sehen.

Rouchs ethnografische Filmarbeit beeindruckte mich so stark, dass ich 1977 mit Ulrich Gregor, damals Leiter des Arsenal und der Freunde der deutschen Kinemathek, eine erste Retrospektive seiner Filme in Berlin organisierte und 1980 eine Ausbildung an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin begann, die ich 1984 abschloss.

### 3

Am Berliner Institut für Ethnologie galt die ethnografische Feldforschung als absolutes Muss. Unsere großen Vorbilder waren Bronisław Malinowski (trotz oder gerade wegen des Skandals um die Veröffentlichung seines Tagebuchs 1967), E. E. Evans-Pritchard, Geoffrey Lienhardt und Jean Rouch. Die Feldforschung als teilnehmende Beobachtung hatte den Status einer doppelten Initiation, nicht nur in eine fremde Gesellschaft, sondern auch in die Gemeinschaft der Berliner Ethnologen. Sie war der zentrale Passageritus mit seinen drei Phasen, wie sie Arnold van Gennep beschrieben hat: das Verlassen der eigenen Welt, der Auf-

enthalt in der Fremde als liminale Phase und die Rückkehr.<sup>2</sup>

Da ich bereits Mann und Kind hatte, waren es vor allem praktische Gesichtspunkte, die zur Auswahl der Tugenberge im Nordwesten Kenias als Forschungsterrain führten. Die Tugenberge, eine Gebirgskette, die sich bis in 2000 Meter Höhe in Nord-Süd-Richtung erstreckt, gehören zum Großen afrikanischen Grabenbruch. Dort oben gab es keine Malaria, aber für alle Fälle eine Krankenstation in nicht zu weiter Ferne.

Dieses karge und nicht besonders fruchtbare Gebirge hatte schon im 19. Jahrhundert vielen Menschen als Rückzugs- und Zufluchtsort gedient. Die Bewohner nannten es »Land der Steine« und erzählten, dass ihr Gott, als er die Berge erschuf, schon so müde gewesen sei, dass er nur noch Steine auf die Erde habe werfen können. Das Land war so arm, dass es relativ unbehelligt blieb, als Kenia Kolonie wurde und aus Großbritannien und Südafrika Siedler ins Land strömten, um sich die fruchtbaren Regionen anzueignen. Während in der Zentralprovinz die Menschen brutal von ihrem Land vertrieben, enteignet und in Reserven gezwungen wurden, konnten die Bewohner der nördlichen Tugenberge ihr karges Land behalten.

In den 1970er-Jahren umfasste die Bevölkerung etwa 120 000 Menschen, die weit verstreut in einzelnen Gehöften in den Bergen lebten. Sie bauten Mais und Hirse an und hielten Ziegen, Schafe und Rinder. Von allen Tieren schätzten sie das Rindvieh am meisten. Sie praktizierten – wie die berühmten Nuer im Sudan – eine »Rinderästhetik«, mit der sie die Schönheit ihrer Bullen und Kühe im Tanz und in poetischen Lobgesängen zum Ausdruck brachten. Hätten die männlichen Bewohner der Berge mich eine

»Kuh« genannt, wäre das ein großes Kompliment gewesen, fast eine Liebeserklärung. Leider raubten ihnen die Pokot, ihre Nachbarn im Norden, regelmäßig ihre wertvollen, hochgeschätzten Rinder und nannten sie verächtlich »Ziegenleute«.

Alle paar Jahre suchte außerdem eine verheerende Dürre die Region heim. Wenn die Situation unerträglich wurde und »Menschen und Tiere vor Hunger und Durst umfielen«, verließen Männer und Frauen mit ihren Kindern die Gehöfte und zogen in die Wildnis, um dort zu jagen und zu sammeln. Kam der Regen, kehrten sie in ihre Häuser zurück.

In vorkolonialer Zeit waren die Bewohner akephal, hatten also keinen Häuptling, stattdessen eine gerontokratische Organisation in acht Altersklassen, deren Namen nach etwa 100 Jahren wiederkehrten, wenn ein Kreislauf vollendet war. Alte Männer und Frauen herrschten über junge Männer und Frauen. Solange sie Kinder bekamen, waren Frauen jedoch von der Politik ausgeschlossen. Erst nach der Menopause erlangten sie den Status von rituellen Ältesten und waren den alten Männern gleichgestellt.

Während der Kolonialzeit verloren die Ältesten weitgehend ihre Macht an mehr oder weniger despotische Häuptlinge, die zunächst von der britischen Kolonialverwaltung und später, ab der 1963 erlangten Unabhängigkeit, vom postkolonialen Staat eingesetzt wurden. Meist lehnte die lokale Bevölkerung die Häuptlinge ab. Sie trieben Steuern ein, sprachen Recht und versuchten die Belange des Staates durchzusetzen. Sie verfügten über finanzielle Ressourcen und bestimmten, wer in Hungerszeiten Maismehl aus den Hilfsprogrammen erhielt.

1978 besuchte ich die Tugenberge zum ersten Mal. 15 Jahre zuvor hatte Kenia die Unabhängigkeit erlangt. Jomo Kenyatta, ein Ethnologe, der bei Malinowski in London studiert und promoviert hatte, wurde Präsident, und sein Vize Daniel arap Moi stammte, was ich erst später erfuhr, aus den Tugenbergen. Es herrschte (noch) eine optimistische Grundstimmung, die von der Hoffnung auf Modernisierung und Entwicklung (für alle) getragen war.

Den damaligen Standards einer »Rettungsethnologie« entsprechend war ich jedoch weniger an einer afrikanischen Moderne interessiert als an ihrem Gegenbild, an vom Kolonialismus möglichst unberührten Traditionen. Ich hatte mir deshalb eine Gegend im Norden der Tugenberge ausgesucht, wo die Bewohner »noch wie ihre Väter lebten«. In dem Dorf Bartabwa, ließ ich mich nieder und begann meine ethnografische Arbeit, ahnungslos und ziemlich ignorant.

Bartabwa war zwar eine koloniale Gründung und diente als Handels- und Verwaltungszentrum, aber die Mehrzahl der Bevölkerung lebte weiter entfernt in verstreuten, kreisrunden Gehöften in den Bergen. Bartabwa bestand aus einer staubigen, nicht asphaltierten Straße mit tiefen Löchern und Rinnen, die Ende der 1950er-Jahre fertiggestellt worden war und sich in der Regenzeit in eine kaum befahrbare Rutschbahn verwandelte. Zu beiden Seiten der Straße standen »moderne« rechteckige Holzhäuser mit Wellblechdach, die an Orte im Wilden Westen erinnerten. Einige der Holzhäuser beherbergten kleine Geschäfte, die Batterien, Taschenlampen, Salz, Zigaretten, Kerzen, Seife – vor allem das Waschmittel Omo – und diverse Konser-

venbüchsen verkauften. Da die Kundschaft mit wenigen Ausnahmen sehr arm war, wurden Zigaretten einzeln oder sogar halbiert verkauft. Andere Häuser dienten als kleine Bars, die Bier, Tee, Chapati oder Bohneneintopf, Kartoffeln und Maisbrei anboten. Es gab auch einen Marktplatz, auf dem Frauen aus der Umgebung zweimal pro Woche Gemüse, Früchte und fertig gekochte Speisen verkauften. In einem der Häuser hatte der einzige wohlbeleibte Mensch in Bartabwa, nämlich der Häuptling, sein Büro. Außerdem gab es eine Maismühle, eine Grundschule und eine Krankenstation.

Zwei Monate nach meiner Ankunft starb Kenyatta, und Daniel arap Moi übernahm die Macht. Damit wurden die Bewohner der Tugenberge »the President's people«. Viel Geld floss plötzlich in die Region, und eine rasante Entwicklung fand statt. Vor allem der Süden wurde durch eine elegante moderne Asphaltstraße, auf der allerdings weniger Autos als vielmehr Ziegen verkehrten, mit Nakuru, der nächstgrößeren Stadt, verbunden. In Kabarnet, der Distrikthauptstadt am Fuße der Tugenberge, entstanden in Windeseile drei antiken Tempeln nachempfundene pompöse Gebäude: eine Post, ein Supermarkt und eine Schule, die den Rest des Ortes umso erbärmlicher aussehen ließen.

Der neue Präsident Daniel arap Moi stammte aus einem Dorf mit Namen Kabartonjo, das etwa in der Mitte der sich in Nord-Süd-Richtung erstreckenden Tugenberge liegt. Hier war er geboren, und bis hierhin führte die asphaltierte Straße, keinen Schritt weiter. Die Bewohner des Nordens, so auch die aus Bartabwa, blieben von der neuen Straße, den Strömen des Geldes und den beschleunigten Entwicklungsprozessen weitgehend ausgeschlossen. Sie mussten als immer noch »Arme«, »Primitive«, »Unterentwickelte«

und »Zurückgebliebene« für ein verachtetes Gegenbild in einem Nationalstaat erhalten, der »Fortschritt« und »Entwicklung« propagierte. Neben die räumliche Differenz trat eine zeitliche. Obwohl die Bewohner des Nordens gleichzeitig mit denen im Süden existierten und beide den gleichen Raum, die Tugenberge, teilten, wurden sie in ein »Vorher« und ein »Noch-Nicht« gezwungen. Mit der Verzeitlichung des Gegenbildes entstand eine Dynamik der Negation, der Herabsetzung und Ausgrenzung, die letztlich – vor dem Hintergrund des Versprechens auf Modernisierung und Fortschritt – auf Aufhebung zielte. So wiederholte und bestätigte sich die Zweiteilung der Welt in sogenannte entwickelte und unterentwickelte Regionen hier noch einmal – in Verzerrung und Abhängigkeit.

Die Bewohner von Bartabwa nahmen das sehr wohl zur Kenntnis. Als einige Jahre später eine schlimme Dürre sie heimsuchte und die Regierung keine Hilfe schickte, nannten sie die Hungersnot »nyayo«. Nyayo war der Slogan, den der neue Präsident nach seiner Machtübernahme ausgegeben hatte und der für seine »Philosophie des Friedens, der Liebe und Einheit« stand. Doch der Präsident und seine Anhänger betrieben in den folgenden Jahren nicht nur eine brutale »Politik des vollen Bauches«, der Korruption und des Raubes, sondern auch, um an der Macht zu bleiben, eine verstärkte Politisierung und sogar Militarisierung von Ethnizität, was in den 1990er-Jahren zu gewalttätigen ethnischen Säuberungen führte. Dabei sollten Bewohner der Tugenberge sowohl zu Tätern als auch zu Opfern werden.

Es ist kein Zufall, dass die Bewohner Bartabwas in den 1980er-Jahren die eigene nationale Regierung als »chumbek« bezeichneten, eigentlich eine Bezeichnung für Euro-

päer, die Kenia und die Tugenberge kolonialisiert hatten. Offensichtlich sahen sie keine Veranlassung, die Zeit der Kolonialisierung, Unterdrückung und Ausbeutung als vergangen zu betrachten. Trotz des Wechsels der Herrschenden war die Kolonialzeit für sie nicht beendet. Das »post-« in »postkolonial« erkannten sie nicht an.

## 5

In Kabarnet stiegen mein Sohn und ich in ein Matatu, ein Sammeltaxi, das uns nach Bartabwa bringen sollte. Es war ein uralter klappriger Jeep, mit durchlöcherter Boden; wenn er sich – vollbepackt, auf der holprigen, von großen Kratern durchzogenen Straße – nach rechts oder links neigte, sprang die jeweilige Seitentür auf. Die Räder waren, wie sich auf der Fahrt herausstellte, nicht ordentlich befestigt: Schrauben fehlten. Wir hatten die besten, sichersten Plätze, saßen neben dem Fahrer vorn in der Mitte und konnten, wenn die Türen sich öffneten, nicht hinausfallen. Der Mann rechts neben mir versuchte mit einer Hand die Tür geschlossen zu halten und streckte immer wieder den Kopf aus dem Fenster, um das Vorderrad zu beobachten und den Fahrer rechtzeitig zu warnen. Es lockerte sich tatsächlich, wir hielten an, und der Fahrer wechselte es gegen ein anderes aus, das jedoch auch nur mit drei Schrauben befestigt wurde. Wir fuhren weiter, bis auch dieses Rad sich löste.

Trotz der Pannen war die Stimmung unter den Fahrgästen hervorragend. Sie scherzten, erzählten Witze und gaben den übrig gebliebenen Schrauben die Namen be-

rühmter Krieger, die besonders tapfer gewesen waren – vielleicht in der Hoffnung, dass die Schrauben sich nun auch als tapfer und widerständig erweisen würden. Doch die Namensgebung half nicht, es gab kein weiteres Ersatzrad. Wir blieben auf der Strecke. Nach etwa drei Stunden kam ein anderes Matatu angefahren und nahm uns mit nach Bartabwa. Dort angekommen stiegen wir aus. Wir waren Besucher, die nicht eingeladen waren. Wir waren Fremde, die zu Gästen gemacht werden mussten.

Ich hatte damals keine Ahnung, ob überhaupt und wenn ja, wie viel meine Forschungsgenehmigung wert war und inwieweit sie Schutz und Unterstützung bedeutete. Ich wusste nur, dass mein erster Ansprechpartner der Vertreter des Staates, der Häuptling war. Wir suchten sein Büro in der Hauptstraße auf; ich zeigte meine Forschungsgenehmigung vor, und der etwas überraschte, aber freundliche Häuptling stellte nach kurzer Überlegung meinem Sohn Henrik und mir eine leer stehende, etwas verfallene Hütte zur Verfügung. Henrik, damals sieben Jahre alt, war ein antiautoritär erzogenes Berliner Kinderladenkind – offen, neugierig und rotzfrech. Da Bartabwa bis dahin nur von erwachsenen Europäern, vor allem katholischen Missionaren, besucht worden war, avancierte er zu einer exotischen Sehenswürdigkeit. Von weit her kamen die Bewohner der Berge, um ihn zu betrachten. Henrik half in den kleinen Geschäften und lockte Kunden an; er bewachte mit den anderen Kindern die Maisfelder, hütete Ziegen und Schafe, lernte mit Keulen werfen und hantierte – wie Tarzan – mit Pfeil und Bogen. Er wurde mit Gaben überschüttet, bekam sogar eine Ziege geschenkt. Im Gegensatz zu mir lernte er die lokale Sprache in Windeseile und erzählte mir abends Klatsch und Tratsch. Wie in den Tugenbergen üblich wur-

de er nicht nach mir, sondern ich nach ihm »Mama Henry« genannt.

Wie ich später lernte, erhalten Frauen und Männer im Lauf ihres Lebens viele verschiedene Namen. Das rituelle Geben von Namen ist eine (auto-)biografische Praxis. Kurz nach der Geburt bekommt ein Kind in einem »kleinen« Ritual den Namen eines Ahnen. Vorher finden die Ältesten in einem Orakel den Ahnen heraus, der »ein gutes Leben führte« und bereit ist, dem Kind seinen Namen zu geben. Jede *Lineage* verfügt nur über eine bestimmte Anzahl von Namen, die unter den Angehörigen, den Toten und den Lebenden, zirkulieren; neue Namen gibt es nicht. Die Namen sind dauerhafter als die Menschen, die sie tragen. Und sie verpflichten: Ein Kind erhält im Namen als Zukunft die Vergangenheit eines und damit vieler Vorfahren. Es lebt in gewisser Weise in umgekehrter Richtung, denn es muss dem Namen des Ahnen gerecht werden, sein Leben nach ihm ausrichten, es wiederholen. Doch ist der Ahne, dessen Name so übermächtig das Leben seines Nachkommen bestimmt, tot. Sein »Leben« gehört den Lebenden, sie können es biegen und zu eigenen Zwecken nutzen. Erweist sich die Beziehung zwischen Kind und Ahne als unglücklich, wird der Ahne ausgetauscht. Er muss sich als der Richtige zu herausstellen, indem er das Wohlergehen des Kindes garantiert. Gelingt ihm das nicht, so wird sein Name abgeschafft und vergessen, und ein anderer Vorfahre muss mit seinem Namen herhalten.

Während Frauen dem Kind den ersten Namen gaben, erhielt es einige Jahre später von Männern einen zweiten, den »Ziegennamen«, benannt nach der Ziege, die das Kind geschenkt bekommt. Manchmal setzte sich im Lauf des Lebens der Name durch, den die Frauen gegeben hatten,

manchmal der Ziegenname. Es kam aber auch vor, dass das Kind auf beide Namen hörte; dann riefen es die Frauen mit dem Namen, den sie ihm gegeben hatten, und die Männer benutzten den Ziegennamen.

Doch gaben Eltern mitunter ihren Kindern zusätzlich noch einen dritten Namen, der an ein Ereignis erinnert, das während der Geburt stattfand. Zahlreiche Kinder hießen zum Beispiel *Kemei*, »Hunger«, weil zur Zeit ihrer Geburt der Hunger herrschte. Ein Kind wurde *Chumba*, »Europäer«, genannt, weil es geboren wurde, als ein Europäer anwesend war. Ich traf auch ein Kind, das »Löffel« hieß, weil seine Eltern am Tag der Geburt zum ersten Mal einen Löffel sahen.

Während die Ahnennamen das Kind als Wiederholung eines Ahnen in die Genealogie eingliedern, betonen die Ereignisnamen (sowie Spitznamen) eher seine Einmaligkeit und Individualität, Eigenschaften, die es auszeichnen, die aber auch – im Gegensatz zu den Ahnennamen – mit seinem Tod verschwinden.

[...]

7

Zufällig erfuhr ich, dass ich »Affe« genannt wurde. Dieser Name war, wie mein Übersetzer Kipsang mir gestand, inoffiziell, kein Ehrenname, sondern eher ein Spottname, der vor mir verborgen bleiben sollte. Eindringlich hatte ich Kipsang gebeten, mir zu berichten, wie die Leute über mich sprachen und welche Namen sie mir gaben. Ich versicherte ihm, dass ich nicht böse würde, auch wenn die Namen verletzend seien. Denn das Wissen, das man mir

schenke, sei vom sozialen Status abhängig, den man mir zuweise. Natürlich verstand er sofort die epistemologische Dimension, die die Bezeichnung »Affe« barg, wusste er doch am allerbesten, was mir als Affe vorenthalten und verborgen blieb.

Ich beschloss, das semantische Feld des Affen zu erschließen. Kipsang half mir dabei. (...) Anstelle unserer Klapperstorchgeschichte erzählten Mütter in den Tugenbergen ihren Kindern auf die Frage, woher die Kinder kommen, dass eine Frau, die sich ein Kind wünscht, in die Wildnis geht. Sie stiehlt dort ein Affenbaby, schneidet ihm den Schwanz ab und trägt es nach Hause. Sie legt es an ihre Brust und nennt es »mein Affe«, bis es in einem Ritual den Namen eines Ahnen erhält. Dann wird seine Herkunft, sein äffischer Ursprung, »vergessen«.

Die Grenze, die die Bewohner der Tugenberge zwischen Mensch und Tier, in diesem Fall Affe ziehen, ist sehr viel durchlässiger als jene, die das Christentum zieht. Während die christliche Schöpfungsgeschichte den Menschen als Herrn über die Tiere setzt und damit eine starke Diskontinuität zwischen beiden erschafft, ist das Verhältnis in den Tugenbergen eher kontinuierlich; es schließt eine Entfernung des Menschen vom Affen sowie eine Rückkehr zum Affen ein.

Als Affe wurde ich der Kategorie der Primitiven und ganz Fremden zugeteilt. Ich war nicht Mensch, sondern Tier. Man platzierte mich an den Rand einer mir fremden Kosmologie. Doch bekam ich die Chance, mein äffisches Wesen hinter mir zu lassen: Meiner Entwicklung förderlich waren zunehmende Sprachkenntnisse und das Erlernen der Regeln der Höflichkeit, auch wenn ich mich nicht immer an sie hielt. Vom Affen stieg ich zum »Ding« auf;

»Ding« bezeichnet eine Person, die noch nicht wirklich erwachsen und selbstverantwortlich handelt – so wie man auch bei uns von einem »jungen Ding« spricht. Doch da ich regelmäßig in die Tugenberge zurückkehrte und die Ältesten mich nicht loswurden, stellte ein Ältester mit Namen Aingwo fest: »Das Ding kommt immer wieder zu uns, das Ding liebt uns.« Meine Beharrlichkeit, zu ihnen zurückzukehren, war die erste Eigenschaft, die sie meiner noch höchst unvollständigen sozialen Person anhefteten.

1 Claude Lévi-Strauss, *Traurige Tropen. Indianer in Brasilien*, Köln 1974, S. 13.

2 Arnold van Gennep, *Übergangsriten*, Frankfurt/Main 1999.

**Jürgen Goldstein**  
**Hans Blumenberg**  
*Ein philosophisches Portrait*



**Jürgen Goldstein**  
**Hans Blumenberg**  
Ein philosophisches Portrait

---

Das Werk Hans Blumenbergs steht wie ein Monolith in der philosophischen Landschaft. Während er immer mehr als einer der wichtigsten deutschsprachigen Philosophen des 20. Jahrhunderts entdeckt wird, erscheinen seine Bücher als ungemein faszinierend und schwer zu lesen, äußerst anregend und zumeist umständlich sowie überaus stilbewusst und oftmals sehr lang. Jürgen Goldstein, der selbst bei Blumenberg studierte, zeichnet ein philosophisches Portrait dieses Autors, indem er dessen geistige Physiognomie hervortreten lässt: Meisterhaft und anschaulich folgt er als ausgewiesener Kenner den Gedankenlinien des reichhaltigen Werkes, von den frühesten akademischen Schriften über die klassischen Bücher bis zu den essayistischen Miniaturen der späten Jahre und den bereits aus dem Nachlass gehobenen Schriften. Dabei wird nicht nur beleuchtet, was Blumenberg dachte, sondern auch wie er es tat. So eröffnet seine Denkbiografie nicht nur Eingeweihten des Werkes neue Perspektiven, sondern dient auch als Handreichung für jene, die bei einem seiner Bücher ins Stocken geraten sind. Auf diese Weise wird dem Gelehrten, der zeit seines Lebens den Zugriff auf seine Person scheute, genüge getan: Denn Blumenberg wollte nicht durchschaut, aber er wollte gelesen werden.

---

**Jürgen Goldstein**, geboren 1962 in Beckum, lehrt als Professor für Philosophie an der Universität Koblenz-Landau. Für sein Buch *Georg Forster. Zwischen Freiheit und Naturgewalt* wurde er 2015 mit dem Gleim-Literaturpreis und 2016 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet. Sein Buch *Blau. Eine Wunderkammer seiner Bedeutungen* war 2017 für den Bayerischen Buchpreis nominiert.

---

Erscheint am 3. Juli 2020  
Ca. 624 Seiten  
Gebunden mit Schutzumschlag  
Ca. 34,00 € (D)  
ISBN 978-3-95757-758-0  
Auch als E-Book erhältlich

## Vorwort. Portrait eines sich Verbergenden

Wie soll man ein Portrait von jemandem anfertigen, der sich nicht zeigen will? Der Philosoph Hans Blumenberg schätzte die Diskretion und forderte sie ein. Zu seinen Lebzeiten ließ er von sich lediglich zwei Fotografien abdrucken. Zu öffentlichen Vorträgen war er in seinen späteren Jahren nicht mehr zu bewegen, es sei denn, ein an ihn verliehener Preis veranlasste ihn zu Dankesworten. Als Universitätsprofessor war er vor und nach den Vorlesungen für seine Studenten nicht ansprechbar. Nach der Emeritierung zog er sich in seine private Gelehrtenhöhle zurück und reduzierte den Kontakt zu seinen Mitmenschen auf Briefwechsel und vornehmlich nächtliche Telefonate. Seine Bücher lassen jede private Einlassung vermissen: Keine Widmungen, private schon gar nicht, kein Dank an niemanden, auch nicht an jene, die an der oftmals aufwendigen Drucklegung beteiligt waren. Die Bücher stehen wie Monolithe in der akademischen Landschaft, und so sehr sie Diskussionen angestoßen haben, so wenig haben sie die Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Zeitgeist gesucht. Als Philosoph ist Blumenberg zunehmend in Deckung gegangen. Das war nicht immer so: Er war Gründungsmitglied einer der spannendsten Forschungsinitiativen der jungen, bundesrepublikanischen Geisteswissenschaft, für die er den Namen erfand: *Poetik und Hermeneutik*. Dennoch frappiert der Umstand, es hier mit einem Philoso-

phen zu tun zu haben, dessen Bedeutung in dem Maße gewachsen ist, wie sein Rückzug aus der Öffentlichkeit voranschritt.

Warum dann aber einem Portrait den Titel ›Hans Blumenberg‹ geben, wenn der Bezeichnete als Person sich den Blicken zu entziehen sucht? Reichte es nicht, seine Werke auf zentrale Argumente und Thesen abzusuchen, diese darzustellen und zu diskutieren? Genügte nicht ein Blick auf die behandelten Probleme? Wer auch nur einen Blick in eines der zahlreichen Bücher Blumenbergs geworfen hat, wird auf Anhieb bemerkt haben, wie sehr sich sein Denk- und Schreibstil vom akademisch üblich Gewordenen unterscheidet. Darin liegen sowohl ihre ungebrochene Anziehungskraft als auch die Schwierigkeiten, die man mit ihnen haben kann, zugleich begründet. Seine Bücher sind ungemein faszinierend und schwer zu lesen, äußerst anregend und zumeist umständlich, sehr stilbewusst und oftmals lang. Seine Philosophie ist bis in die Feinheiten der Drucklegung der Bücher hinein formbewusst. Ihre Grundrisse bieten nicht selten sorgsam komponierte Anordnungen des Behandelten. Dabei war dieser Autor ein Langstreckendenker überraschender Themen über hunderte von Seiten und über viele Jahre, und er war zugleich ein Meister der Miniatur. Blumenberg hat über Jahrzehnte einen unverkennbaren Personalstil ausgebildet. Seine Sprache besitzt einen ihr eigenen Klang, seine Denkwege eine ihnen eigene Typik. Was ich damit andeuten will: Blumenberg ist in seinem Werk auf eine sehr hintergründige Weise äußerst präsent. Der an der Harvard University lehrende Kunsthistoriker Joseph Leo Koerner, mit der Malerei des Selbstportraits vertraut, hat mit dem ästhetisch geschulten Blick des Nichtphilosophen auf die durch-

scheinende Persönlichkeit Blumenbergs in seinen Texten hingewiesen: Durch ihren »selbstreflexiven Charakter, durch die nachdrückliche Pflege eines persönlichen literarischen Stils, erhalten seine umfangreichen Veröffentlichungen alle Kennzeichen einer betonten, wenn auch unendlich abstrakten Subjektivität«. Das gesamte Werk Blumenbergs lässt sich als ein äußerst diskreter Selbstaussdruck dieses Philosophen lesen. Das erlaubt ein philosophisches Portrait.

Um das Profil dieser Philosophie und die geistige Physiognomie ihres Denkers hervortreten zu lassen, werde ich das gesamte Werk heranziehen, von Blumenbergs frühen akademischen Qualifikationsschriften über die klassischen Hauptwerke bis zu seinen späten Nachdenklichkeiten über die von ihm gesammelten Anekdoten. Sämtliche Reflexionsfelder, die für ihn wichtig waren, werden dabei in ihrem Zusammenhang auf einer geistigen Landkarte einzuzeichnen sein: Blumenbergs Philosophie der Technik, seine Hinwendung zu einer Theorie der Metapher und der Lebenswelt, die Bewusstseinsgeschichte der Neuzeit als Abwehr eines übermächtigen Gottes und als Folge des Kopernikanismus, die anhaltende Bedeutsamkeit des Mythos, die Not der modernen Zeitknappheit, die Schwelle der Höhle als Realismuseingang und die heutige Hörbarkeit der Matthäuspassion Bachs – um nur die wichtigsten zu nennen. Zentrale Aspekte seiner Philosophie verlangen eine Darstellung in ihrem jeweiligen Zusammenhang: die Selbsterhaltung der Vernunft, der Absolutismus der Wirklichkeit, die Phänomenologie der Geschichte etwa. Zentrale Gestalten, um die dieses philosophische Denken kreist, sind im Koordinatensystem dieses Werkes zu verorten: Kopernikus und Galilei, Nikolaus von Kues und Giordano

Bruno, Augustinus und Wilhelm von Ockham, aber auch Thomas Mann und Theodor Fontane, vor allem aber Heidegger und Husserl. Und von unvergleichlichem Rang: Goethe. Als Klammer dient mir Blumenbergs leitende Aufmerksamkeit für den Menschen, wie es in der philosophischen Gestalt einer Anthropologie seinen Ausdruck gefunden hat.

Dabei gilt es stets zweierlei zu beobachten: Was Blumenberg macht und wie er es macht. Neben den Abschnitten dieses Portraits, die sich den Gegenständen seiner Bücher widmen, werde ich in eigenen Betrachtungen die Charakteristika dieses Philosophierens herauszustellen suchen: die Physiognomie seiner Denkform, das versöhnende Glück der Theorie, der Selbstzweck der Quellen, die Humanität der Umständlichkeit, die Kunst der Auslegung und die Kultivierung der Nachdenklichkeit. Bei Blumenberg liegt nichts auf der Hand, oft nicht einmal, worum es in seinen Büchern geht. Oft ist der zweite Blick vonnöten, angereichert mit den Kenntnissen des übrigen Werkes und den Reflexionen über die Eigenarten der Herangehensweise. Wie in Picassos Gemälden der Dora Maar ist also ein Doppelblick geboten, um Blumenberg und seine Philosophie vom behandelten Gegenstand und zugleich von der Art seiner Behandlung her zu profilieren.

Das Portraituren hat eine dienende Funktion. Es hat den Abzubildenden hervortreten zu lassen. Indem es aber Konturen verstärkt, das zu Erfassende ins rechte Licht setzt und Randständiges abblendet, mit der Perspektive arbeitet und auf Prägnanz setzt, verrät es den unweigerlich subjektiven Zugriff. Dennoch ist es nicht mein Ziel, Blumenbergs Philosophie zu beurteilen, sondern sie vielmehr beurteilbarer zu machen.

Zwar hat dieses Portrait aufgrund des allmählichen Nachvollzugs der Gedankenlinien der Werke den Charakter einer Denkbiographie, aber es gilt sich zu vergegenwärtigen, dass bei Blumenberg die Publikationsfolge seiner Bücher oftmals nicht die Chronologie seines Denkens widerspiegelt. Die Anfänge mancher spät erschienenen Werke reichen viele Jahre zurück. Die *Höhlengänge* von 1989 etwa haben einen Vorlauf von mehr als drei Jahrzehnten. Zudem hat Blumenberg an verschiedenen Projekten zugleich gearbeitet und sie nebeneinander vorangetrieben. Das Erscheinungsdatum eines Buches sagt daher nur bedingt etwas aus über seine denkbiographische Verortung. Für postume Veröffentlichungen gilt dies insbesondere. Teile der *Beschreibung des Menschen*, 2006 aus dem Nachlass gehoben, gehen auf die späten Siebziger- und frühen Achtzigerjahre zurück, sind also erst sehr spät veröffentlicht worden, ohne aber ein Alterswerk darzustellen. Für eine Leseanstiftung, als die sich dieses Portrait versteht, sind aber die Finessen der werkimmanenten Genese zweitrangig.

Ich halte es daher trotz aller Vorbehalte für sinnvoll, mit der Lizenz zur Abweichung, der Philosophie Blumenbergs weitestgehend anhand der Abfolge seiner Publikationen zu folgen. Das jeweilige Erscheinungsdatum – soweit es in Blumenbergs Hand lag – zeichnet sich dadurch aus, dass Blumenberg als der penible Autor, der er war, einen zu verschiedenen Zeiten wiederholt durchgesehenen Text für druckreif erachtet hat. Dieses Portrait favorisiert daher die Perspektive des Lesers auf die sich entfaltende Gebirgslandschaft der Philosophie dieses Denkers, nicht die des Autors aus seiner Binnenperspektive. Alles in allem lassen sich, wie ich meine, dabei Werkphasen behutsam

voneinander abheben und ein Bogen für eine intellektuelle Biographie spannen.

Manches verdiente eine eigene, ausführliche Darstellung, die dann aber einer Spezialstudie gleichkäme: Blumenbergs Verhältnis zur Phänomenologie Husserls etwa oder seine Einbindung in den Arbeitskreis *Poetik und Hermeneutik*. Auch wäre es eine eigene Aufgabe, Blumenberg in die Geschichte der bundesrepublikanischen Nachkriegsphilosophie einzuordnen und das sich an den Briefwechseln profilierende Intellektuellengeflecht aufzuzeigen. Das kann und will dieses Portrait nicht leisten. Ebenso wenig strebt es eine Einbeziehung der inzwischen umfangreichen Literatur zu Blumenberg an. So wichtig diese Beiträge für das Verständnis des Werkes auch sein mögen, suche ich nicht die Auseinandersetzung mit ihnen. Das würde den Charakter – und den Umfang – dieses Buches zu sehr verändern und aus einem Einzelportrait ein Gruppenbild werden lassen.

Darüber hinaus hält sich dieses Portrait der leichteren Zugänglichkeit und Vergleichbarkeit mit dem Abgebildeten wegen vornehmlich an die publizierten Bücher, Aufsätze und Feuilletonbeiträge Blumenbergs – schon das ist mehr als genug. Briefwechsel ziehe ich in der Regel nur und sehr zurückhaltend heran, wenn sie bereits ediert vorliegen und somit inzwischen zum Bestandteil des publizierten Werkes gehören. Auf den umfangreichen, im Marbacher Literaturarchiv lagernden Nachlass Blumenbergs zuzugreifen, verzichte ich. Allein ein dort befindliches Konvolut an Kurzsays, die bis auf ganz wenige Ausnahmen unveröffentlicht sind, umfasst annähernd 10 000 Seiten! Da sich dieses Portrait als eine Leseanstiftung versteht, hält es sich an die jedem leicht zugänglichen

oberen Stockwerke des publizierten Werkes und überlässt das Durchforsten des Archivkellers anderen. Blumenbergs Doktorarbeit und Habilitationsschrift kommt dagegen ein Zwischenstatus zu: Sie sind zwar unveröffentlicht geblieben, waren aber – wie bei Qualifikationsschriften üblich – anhand der Belegexemplare in Kiel zugänglich. Sie einzubeziehen ist äußerst lohnenswert.

Mein Portrait ist nicht für die Kenner geschrieben, die mit jedem Text Blumenbergs bis in die Fußnoten hinein vertraut sind. Es versteht sich eher als eine Handreichung für jene, die bei einem seiner Bücher ins Stocken geraten oder die Lektüre gar abubrechen geneigt sind. Ein Überblick über die Gedankenfäden, die innerhalb eines Buches und zwischen den Publikationen gesponnen worden sind, ist oft nicht leicht und schon gar nicht auf den ersten Blick zu gewinnen. Das vorliegende Buch sucht Wege durch dieses Hochgebirge der Gelehrsamkeit und philosophischen Reflexion zu bahnen, dabei die verschiedenen Erkenntnisgipfel zu kartographieren, Ein- und Ausblicke zu ermöglichen, Rezeptionsabstürze zu verhindern und schließlich zum eigenen gedanklichen Bergsteigen im Werk dieses Philosophen anzuregen.

Blumenberg mochte nicht durchschaut, aber er wollte gelesen werden. In der Gestalt seines umfangreichen und vielschichtigen Werkes hat er uns gleichsam eine Lebendmaske seines scharfsinnigen, humorvollen, ausdauernden und von der Hinfälligkeit gequälten Geistes hinterlassen. Warum hinter diese Maske schauen wollen? »Der Mensch will sich mitteilen«, hat er bekannt, »aber dies setzt voraus, daß er verborgen und undurchsichtig ist, insoweit er es will und sich der Offenheit entzieht.« In seiner Philosophie – und nur in ihr – haben wir den Selbstaussdruck

Blumenbergs vor uns, den er aus der zunehmenden Verborgtheit heraus gesucht hat.

### Einleitung. Der Zettelkasten

Selten hat eine bedeutende Philosophie ein derart sinnlich zugängliches Fundament aufzuweisen, wie es bei Hans Blumenberg der Fall ist: Seine Werke, die tausende von Seiten füllen, ruhen auf dem Grund von Abertausenden von Zetteln. Genauer gesagt handelt es sich um Karteikarten, mit handschriftlichen und von Schreibmaschine getippten Zitaten, mit und ohne Kommentar versehen, um Karten mit aufgeklebten Ausschnitten aus Zeitungen und Zeitschriften und gefüllt mit eigenen Reflexionen. Sie stellen Dokumente einer über Jahrzehnte ununterbrochenen Lektüre- und Denktätigkeit dar. Noch bevor all seine Bücher, Aufsätze, Vorträge, seine Essays und Briefwechsel in ihrer veröffentlichten Gestalt das Profil dieses Philosophen haben hervortreten lassen, hat Blumenberg zeitlebens an der Erstellung dieses Stichwortarchivs gearbeitet, das für seine schriftstellerische Produktivität nahezu unentbehrlich war.

Für die Ordnung der Karteikarten verwendete Blumenberg einen Rollenstempel. Die fortlaufende Nummerierung machte eine Chronologie seiner quellengeleiteten Gedankengänge über mehr als 40 Jahre unmittelbar nachvollziehbar, wäre die numerische Ordnung des Zettelkastens von seinem Nutzer nicht zugunsten der kreativen Zusammenstellung der Karteien zu Themengruppen preis-

gegeben worden. Für seine Schreibprojekte entnahm Blumenberg einzelne Karten ihrer Entstehungsordnung, stellte sie zu thematischen Einheiten zusammen und versah sie mit Siglen – etwa ›AMY‹ für *Arbeit am Mythos* –, um aus diesen Neugruppierungen Texte und ganze Bücher erwachsen zu lassen. Jede derart genutzte Karteikarte wurde mit drei roten Schrägstrichen an der oberen rechten Ecke markiert, auf der Rückseite wurde der Einsatzort des Exzerpts vermerkt. Eine zu häufige Verwendung und somit penetrante Wiederholung von Schlüsselfundstücken und Lieblingszitaten schloss Blumenberg aus, da er nach mehrfachem Gebrauch ganze Stapel an Karteikarten aussortierte und sorgfältig in Papier oder in Umschläge verpackte.

Blumenberg hat um 1941 mit der Erstellung von Karteikarten begonnen. Die erste Sammlung wurde Opfer eines Luftangriffs während des Zweiten Weltkrieges – später hat Blumenberg sein wertvolles Archiv einem feuerfesten Tresorschrank anvertraut. Über den jährlichen Zuwachs, die Gesamtzahl der Karteikarten und deren Verwendung hat sich Blumenberg penibel Rechenschaft abgelegt. Am 1. August 1945 konnte er als Beleg des Neuanfangs 280 Karteikarten verzeichnen. Nicht ohne Stolz über seine erfolgreiche Arbeit im Bergwerk der Denkgeschichte präsentierte er im Frühjahr 1966 die zehntausendste Karte seinem langjährigsten Mitarbeiter Karl-Heinz Gerschmann. Auch andere Autoren haben sich vor dem Aufkommen digitaler Speichermöglichkeiten des Systems über die Jahrzehnte angelegter Zettelkästen bedient – Niklas Luhmanns Zettelkasten ist legendär. Blumenbergs handgreifliche Gedankeninseln sind daher durchaus zeittypisch und an sich nicht ungewöhnlich. Der Umfang aber schon: Am 24. April 1984, im Jahr von Blumenbergs Emeritierung, be-

herbergten die Zettelkästen 24 000 nummerierte Karteikarten. Insgesamt enthält der Zettelkasten etwa 30 000 Exzerpte und Überlegungen.

Der philosophische Reiz eines derartigen Zettelkastens besteht in der ermöglichten Variabilität seiner Bedeutungsfundstücke. Erst die Isolation eines Zitats von seinem ursprünglichen Kontext im Textfluss des Werkes, dem es entnommen worden ist, eröffnet das Spiel der überraschenden Kombination. Durs Grünbein hat mit Blick auf seine Poetik einmal von den »kleinen Entladungen« gesprochen, »die aus der Reibung gewisser elektrostatischer Wörter folgen«. Dieser Reiz, in einer Verszeile lustvoll Unerwartetes nebeneinanderzustellen, findet sich offensichtlich auch in Blumenbergs Umgang mit in Zitaten verdichteten Gedanken wieder: Wenn ein gegenwärtiger Autor mit einem mittelalterlichen Kollegen »kurzgeschlossen« wird, wenn Husserl auf Platon trifft, eine Gedichtzeile auf einen Traktat, dann kann sich ein Funkenflug der Vernunft einstellen. In diesem Sinne gleicht die Arbeit mit einem umfangreichen Zettelkasten einer Alchemie des Geistigen: Die ungewohnte Zusammenstellung steigert das Herbeizitierte gegenseitig, verwandelt und wiederbelebt die Gedankenfunde. Das setzt eine Lust am Überraschungsmoment, ein sehr gutes Gedächtnis und eine Meisterschaft in der Zusammenführung des auf den ersten Blick oftmals heterogenen Quellenmaterials voraus.

Der souveräne Umgang mit zehntausenden von Reflexionsinseln, die sich erst in der erzeugten neuen Textur als archipelartig und somit untergründig miteinander verbunden offenbaren, macht einen Teil dessen aus, was an Blumenbergs Texten so fasziniert: Mit Kommentaren und Verweisen von Hand ausgestattet, ermöglichten es

die Karteikarten ihrem Nutzer, traditionsgesättigte Werke zu verfassen, in denen oftmals Zitate unterschiedlichster Herkunft aus entlegensten Winkeln der abendländischen Denkhistorie zu einer überraschenden problemgeschichtlichen Nachbarschaft gefunden haben. So werden Autoren und deren Texte im wechselvollen Nacheinander gruppiert: Schlägt man ein beliebiges Kapitel in einem Buch von Blumenberg auf, etwa »Apokalypse und Paradies« aus *Die Lesbarkeit der Welt*, weisen die Fußnoten die Apokalypse des Johannes, Jean Paul, Irenäus von Lyon, Michel de Montaigne und Arthur Schopenhauer als herangezogene Referenzquellen aus. Blumenberg denkt zusammen, was zusammengehört, aber durch Jahrhunderte, mitunter Jahrtausende voneinander getrennt ist. Darauf muss man erst einmal kommen, das biblische Motiv vom »Buch des Lebens«, das von Gott oder seinen Engeln im Himmel geführt wird und in das mit seinen Taten eingetragen zu sein für den Menschen heilsentscheidend ist, mit der Autobiographie von Jean-Jacques Rousseau in einem Kapitel mit nur wenigen Seiten Abstand in Beziehung zu setzen, hat doch der Franzose mit seinen *Confessions* das Buch seines Lebens selbst geschrieben, um Rechenschaft abzulegen von seinen Taten.

In der Stiftung einer Gedankenbrücke von der einen zur anderen Sinnfigur, vom einen zum anderen Zitat, beglaubigt sich die Souveränität des Zettelkastennutzers gegenüber seinem unermesslich scheinenden Material. Je rigider der methodische Zwang der Quellenarbeit ist, desto freier hat der denkerische Zugriff auf das Archiv zu sein, wenn das philosophische Denken nicht der Fülle an Zitierbarem erliegen und verkümmern soll. Um Gefahr und Herausforderung ermessen zu können, die der philosophische

Umgang mit Zehntausenden von isolierten Zitaten bedeuten, ist man gut beraten, bei der Bezeichnung ›Zettelkästen‹ zu bleiben, anstatt von ›Karteikästen‹ zu sprechen. Zettel und Karteien hängen ohnehin zusammen: In der antiken Welt bezeichnete das lateinische Wort *scida* oder *scheda* ein Stück, das man für Notizen von einer Papyrusrolle abriss, von flüchtiger Dauer, der Vorläufer des ›Zettels‹; die *charta*, aus der die ›Kartei‹ wurde, bezeichnete eine Papyrusstaude und ein Stückchen Papier für rasche Aufzeichnungen. Erst die großen Bibliotheken der Moderne mit ihren Archivsystemen im vordigitalen Zeitalter haben der Kartei gegenüber dem Zettel den Vorrang der Dauerhaftigkeit und den Vorzug der normierten Größe eingeräumt. Bleibt man also beim Zettel als Hauptbegriff, bekommt die Gefahr des sich ›Verzetteln‹ einen Namen. Das Verzetteln wiederum entstammt ursprünglich dem Weberhandwerk: Der Weber arbeitet mit Kettfäden, auch Zettel genannt, um für das Gewebe eine Längsrichtung vorzugeben, zu der die Schussfäden quer eingeführt werden. Wer sich also verzettelt, kommt mit dem Gewirr an Fäden nicht mehr klar. Die Nähe zu den Papierzetteln ist so greifbar, dass sich das Verzetteln auch auf das Versinken in einer Unmenge an Notizen anwenden lässt. Die Gefahr besteht darin, dass ein Produkt aus derartigen Zettelkästen, wie Blumenberg es einmal formuliert hat, »wertvoll vom Gesichtspunkt der Materialsammlung, aber hilflos in der Interpretation« sein kann –die Anforderung an die deutende Interpretation wächst mit dem zu bewältigenden Quellenreichtum. Wie aber kann aus einer Zettelwirtschaft, trotz aller Verweissysteme und Übersichten, ein Textgewebe hervorgehen, das durch einen Erzählstrang zusammengehalten wird?

Eine weitere Gefahr im Verzetteln der Tradition liegt

in der Verwandlung des Lesers zu einem Zitatenjäger. Da Blumenberg genauestens notiert hat, was er wann gelesen hat, werden auch Lektüreunterbrechungen offenbar. Mitunter legte er ein Buch beiseite, um Jahre später an genau der Stelle der Unterbrechung wieder mit der Lektüre einzusetzen. Auch wenn man ein noch so gutes Gedächtnis unterstellt, lassen Bücher einen derart abrupten Umgang mit ihrer Gesamtkonzeption nicht zu. Der argumentative Bogen geht verloren oder wird erst gar nicht verfolgt, wenn man – wie Blumenberg mit Lineal und Stift bewaffnet – für das eigene Schaffen interessante Einzelstellen zu entdecken sucht. Blumenberg hat es aber auf eine Isolierung der Zitatfunde geradezu angelegt, nutzte er doch für seine Lektüre von wissenschaftlichen Monographien keine zusammenhängenden Kladden mit Notaten. Der Reiz des auf einer Karteikarte festgehaltenen Notats bestand für ihn gerade in der durch sie erfolgten Hervorhebung des Gedankenfundes durch Abschottung, die erst eine Zuweisung eines Ortes in einem neuen Gedankenkontext zuließ. Blumenberg besaß einen ausgeprägten Spürsinn für Quellen und ihr oftmals verdecktes Potential. Es wird vielen Lesern so ergehen, in seinen Werken auf Zitate zu stoßen, »über die man hinwegläse, brächte sie nicht ein Interpret wie Blumenberg zum Funkeln«. Angesichts der Herausforderung, die nicht zuerst die Erstellung, sondern vornehmlich der fruchtbare Umgang mit einem großen Archiv an Gedankensplittern darstellt, ist es durchaus bemerkenswert, dass Blumenberg an der Maßlosigkeit seiner Zettelkästen philosophisch nicht zugrunde gegangen ist. Seine Philosophie bezeugt vielmehr durch ihre gedanklichen Kontinuitätsstiftungen, wie sie in den großen problemgeschichtlichen Narrativen ihren Ausdruck gefunden

haben, eine intellektuelle und zumeist souveräne Selbstbehauptung gegenüber der Überfülle des bedenkenwerten Materials.

Zugleich gehört es zum Glück des Nutzers eines Zettelkastens, wenn sich die Verbindung zwischen zwei scheinbar weit auseinanderliegenden Gedankenmotiven wie von selbst einstellt, sobald man die Karteikarten nebeneinanderlegt. Erst die präparierende Hervorhebung und somit Kontextabschottung schafft jene verblüffende Verknüpfungsbereitschaft der Fundstücke, wenn etwa in dem Buch *Lebenszeit und Weltzeit* der Satz aus der Apokalypse des Johannes, der Teufel wisse, dass er wenig Zeit habe, als Vorbereitung für das folgende Kapitel über das Betreiben des Untergangs durch Hitlers Vernichtungswahn dient. Wer für eine derartige Geometrie von Sinnfiguren auch über große Zeiträume hinweg unempfänglich ist, wer nicht ins Staunen gerät, wenn das eine zum anderen findet und sich überraschenderweise fügt oder als gegensätzlich spiegelt, dem wird ein wichtiges Lustmoment der Schriften Blumenbergs verborgen bleiben. So eindrucksvoll der Zettelkasten in seiner materialisierten Gestalt auch ist – das philosophisch Spannende findet zwischen den einzelnen Karteikarten statt.

Aus dem Bodensatz der flachen Karteikarten hat Blumenberg ein Hochgebirge an gelehrten Büchern erwachsen lassen, die eine Geschichte der Gegenwart nachzeichnen. Das ist nicht ohne Anerkennung geblieben. Joseph Leo Koerner hat von »voluminösen, komprimiert geschriebenen und auf eine fast schon absonderliche Art gebildeten Büchern« gesprochen. Sie suchen im Bildungskanon der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihresgleichen. Blumenberg hat Grundlegendes zur Entstehung der Neuzeit

und zur Entfaltung des Kopernikanismus vorgelegt. Seine besondere Aufmerksamkeit galt der philosophischen Reflexion der Funktion von Metaphern, denen er in programmatischen Abhandlungen und in weit ausgreifenden, durch die gesamte abendländische Tradition führenden Büchern über die Geschichte einzelner Leitmetaphern – wie der ›Lesbarkeit der Welt‹ oder des ›Schiffbruchs mit Zuschauer‹ – nachgegangen ist. Er widmete seine Studien der Neubewertung des Mythos im Haushalt der menschlichen Selbsterhaltungen. Blumenberg hat Bücher mit essayistischen Reflexionsminiaturen vorgelegt, über Bachs Matthäuspasion geschrieben und an einem voluminösen, erst postum veröffentlichten Manuskript über die Beschreibung des Menschen gearbeitet. Er hat von Platon ausgehend das Motiv der Höhle bis in die Gegenwart als Modell der menschlichen Selbst- und Wirklichkeitsbeschreibung verfolgt und sich in zahllosen Aufsätzen und Zeitungsartikeln zu einer Geistesgeschichte der Technik, zu Aspekten der Phänomenologie, zu problemgeschichtlichen und literarischen Themen geäußert. Und er gehört zu den bedeutenden Interpreten Goethes. Für Koerner zählt Blumenbergs Werk »zu den anspruchsvollsten, originellsten und bedeutendsten Leistungen« der vergangenen Jahrzehnte.

## IMPRESSUM

**Dragica Rajčić Holzner**  
**Liebe um Liebe**

© 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

**Ryoko Sekiguchi**  
**Nagori**

Aus dem Französischen von Karin Uttendörfer  
Für die deutsche Ausgabe © 2019 MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe Nagori © P. O. L. Éditeur, 2018

**Sandra Newman**  
**Himmel**

Aus dem Englischen von Milena Adam  
Für die deutsche Ausgabe: © 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe © 2019 Sandra Newman  
First published in Great Britain by Granta Books in 2019  
First published in the United States in 2019 by Grove Press,  
an imprint of Grove Atlantic, New York

**Aira Cesaire**  
**Die Wunderheilungen des Doktor Aira**

Aus dem Spanischen von Christian Hansen  
Für die deutsche Ausgabe © 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe Las curas milagrosas del Doctor Aira ©  
César Aira, published by arrangement with Michael Gaeb Literary  
Agency

**Jessica Lee**  
**Zwei Bäume machen einen Wald**

Aus dem Englischen von Susanne Hornfeck  
Für die deutsche Ausgabe © 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Für die Originalausgabe Two Trees Make a Forest © 2019 by  
Jessica Lee

**Heike Behrend**  
**Menschwerdung eines Affen**

Für die deutsche Ausgabe: © 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH

**Jürgen Goldstein**  
**Blumenberg. Ein philosophisches Portrait**

© 2020 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Alle Preise und Angaben ohne Gewähr. Änderungen vorbehalten.

## ABBILDUNGEN

Dragica Rajčić Holzner © Yves Noir  
Ryoko Sekiguchi © H. Bamberger  
Sandra Newman © George Baier  
César Aira © Nina Subin  
Jessica Lee © Ricardo Rivas  
Heike Behrend © Privat  
Jürgen Goldstein © Privat

## **KONTAKT**

Kontakt für Presseanfragen:

Benjamin Vieth

[presse@matthes-seitz-berlin.de](mailto:presse@matthes-seitz-berlin.de)

T +49 (0)30 443 088 50

Kontakt für Veranstaltungsanfragen:

Luise Braunschweig

[lesungen@matthes-seitz-berlin.de](mailto:lesungen@matthes-seitz-berlin.de)

T +49 (0)30 473 998 05

Kontakt für Vertriebspartner:

Elisabeth Göske

[vertrieb@matthes-seitz-berlin.de](mailto:vertrieb@matthes-seitz-berlin.de)

T +49 (0)30 443 274 03

Das gesamte Verlagsprogramm finden Sie unter:

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)